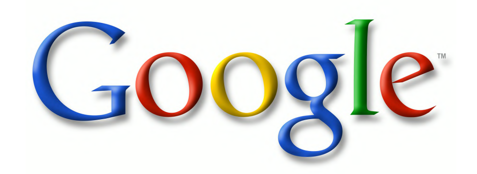
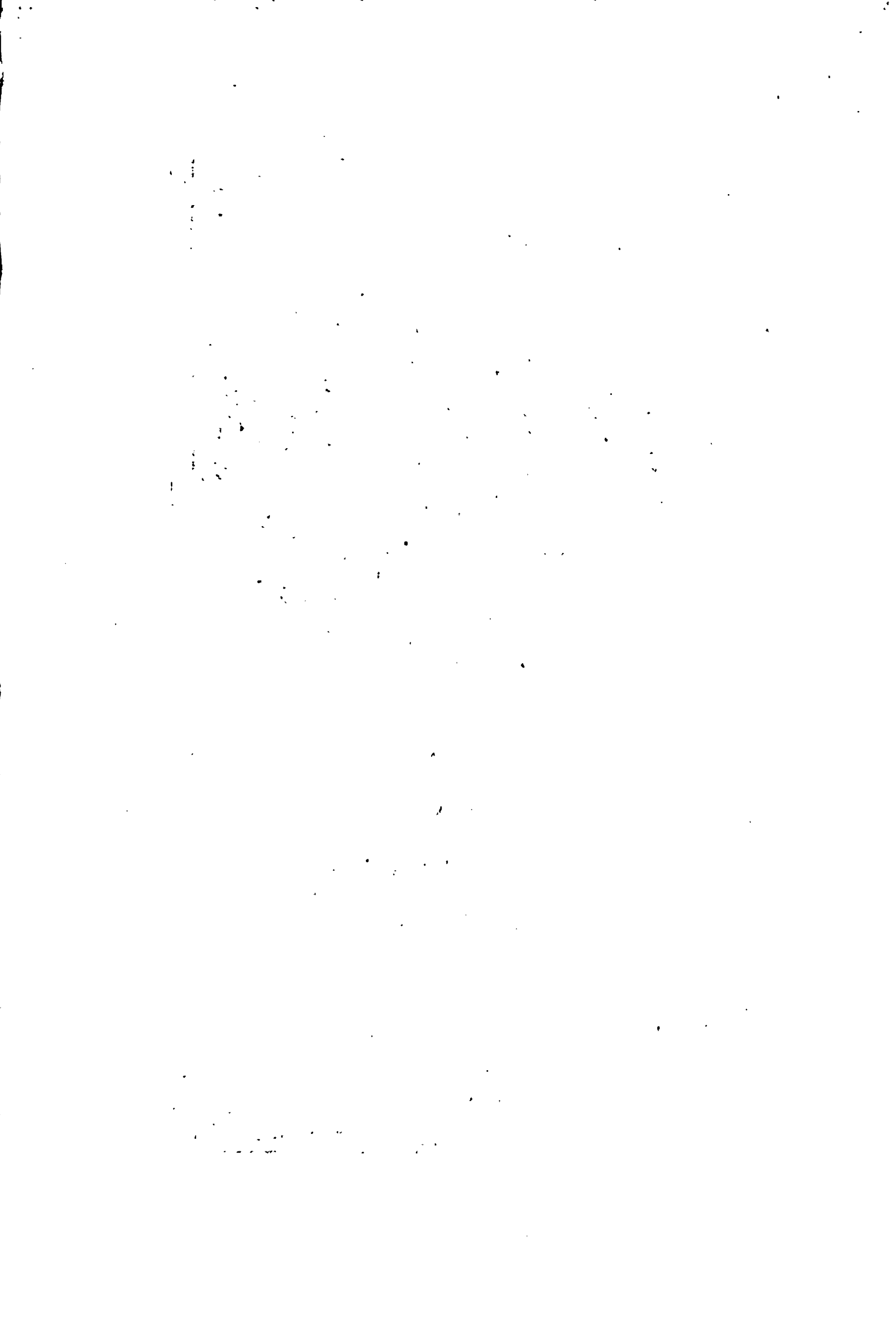
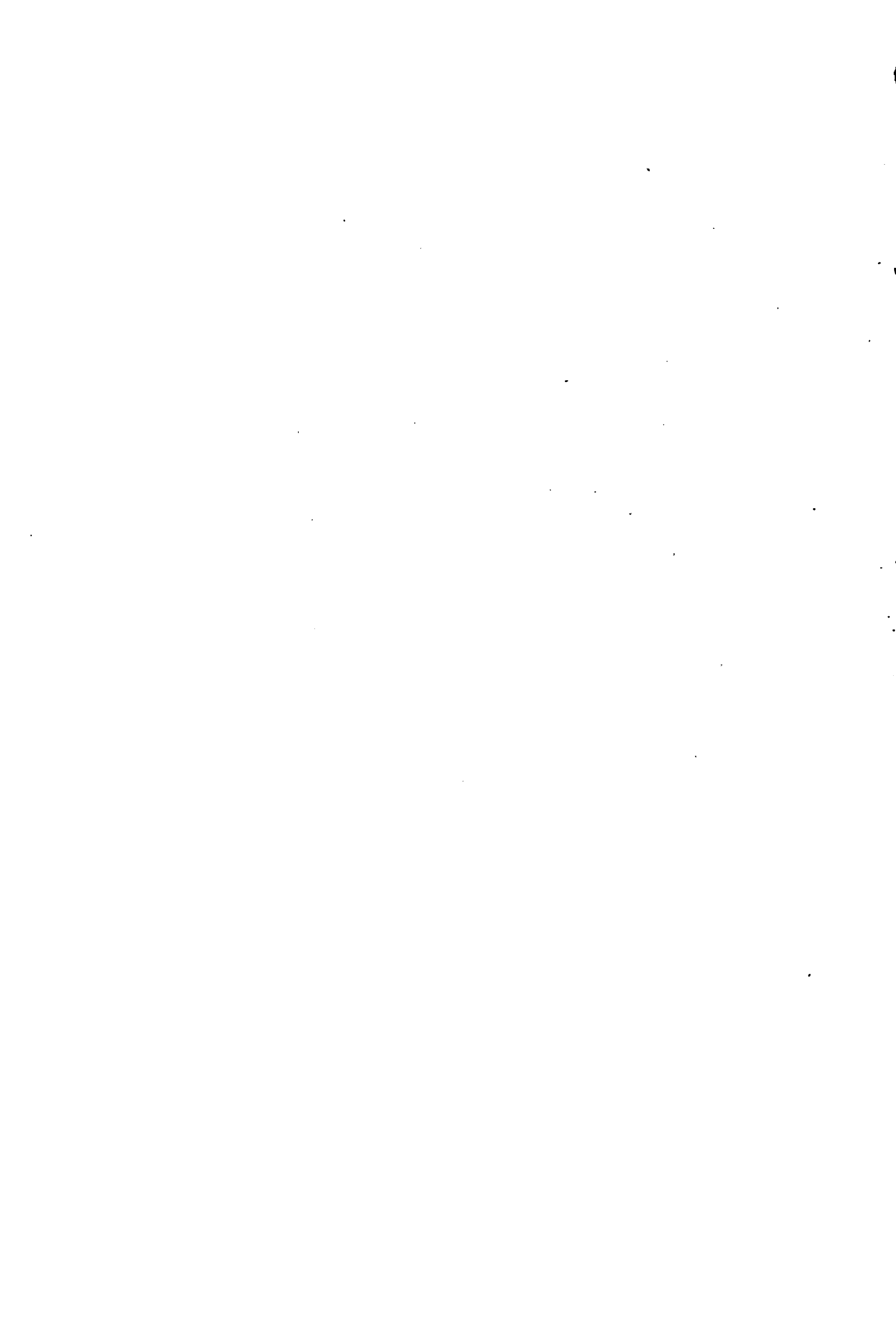
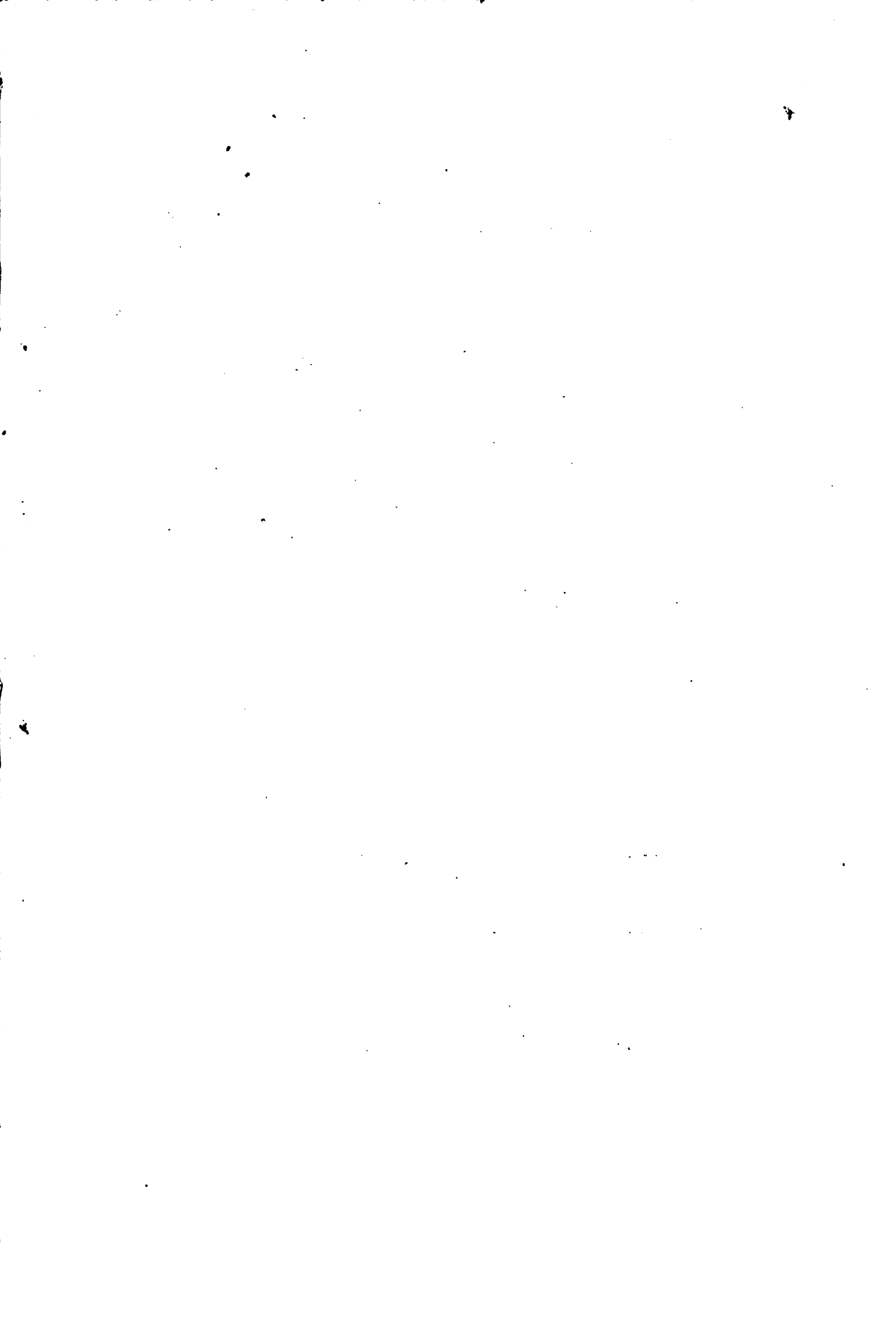



WIDENER LIBRARY
HX 3B4Y G
Ger
1732.1
11
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY









Verdeutschte Unterschrift:

„Dürers Künstlergeschick vermochte die Züge lebendig wiederzugeben; den Geist malen — das konnte er nicht."

Philipp Melanchthon

und

sein Antheil an der deutschen Reformation.

Festschrift

zum

vierhundertjährigen Geburtstag des Reformators

von

Willibald Beyschlag.

Dritte Auflage.

Freiburg im Breisgau
Verlag von Paul Waetzel
1897.



Verdeutschte Unterschrift:

„Dürers Künstlergeschick vermochte die Züge lebendig

wiederzugeben; den Geist malen — das konnte er nicht."

Philipp Melanchthon

und

sein Antheil an der deutschen Reformation.

Festschrift

zum

vierhundertjährigen Geburtstag des Reformators

von

Willibald Beyschlag.

Dritte Auflage.

Freiburg im Breisgau
Verlag von Paul Waetzel
1897.

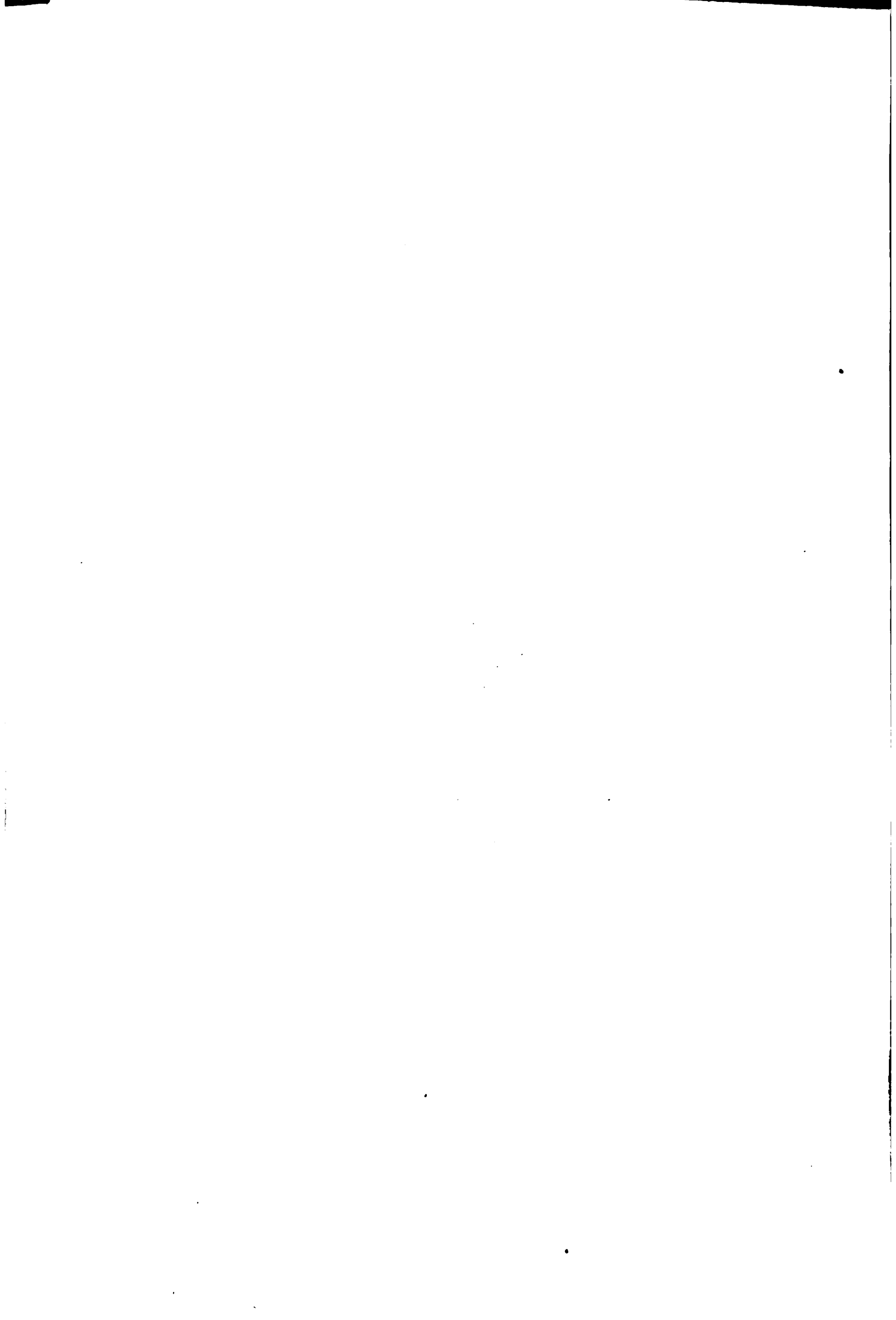
Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

Die nachstehende kirchenhistorische Skizze verdankt ihre Entstehung zunächst dem herzlichen Wunsche des Verlegers, bei Gelegenheit des Melanchthonjubiläums etwas dazu beizutragen, daß das Gedächtniß unsres deutsch-evangelischen Volkes an die großen Tage der Reformation gestärkt und die Pflicht, das Erbe derselben zu bewahren, ihm ans Herz gelegt werde. Einer so zeitgemäßen Absicht habe ich, obwohl kein Kirchenhistoriker vom Fach, mich nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Ich wäre gleichwohl in den zur Verfügung stehenden knappen Mußestunden zweier Monate nicht im stande gewesen der Aufgabe gerecht zu werden, wenn ich nicht aus dem Jahre 1860, da wir den dreihundertjährigen Todestag Melanchthons feierten, die Vorstudien und die Unterlage einer ähnlichen Arbeit besessen hätte, die damals im engen Bereiche eines bescheidenen Kirchenblattes verblieben ist. Indem ich den großen Gegenstand von neuem durcharbeitete, habe ich mich von neuem überzeugt, wie hohen Anspruch Luthers großer Gehülfe darauf hat, auch neben diesem von dem lebenden Geschlechte gekannt und gehört zu werden, und habe mich bemüht, die überaus anziehende und doch vermöge ihrer Gelehrtennatur weniger volksthümliche Gestalt desselben den Gebildeten unseres Bekenntnisses zu dem zu machen, wozu ihn die bewundernde Liebe seiner Zeitgenossen erhoben hat, zum „Lehrmeister Deutschlands“.

Halle, auf Weihnachten 1896.

Willibald Beyschlag.



Gedenktage großer Vergangenheit sind Lichtblicke in trüber Zeit, leuchtende Sterne, die das dunkle Gewölk einer verworrenen Gegenwart durchbrechen, um einem in der Irre gehenden Geschlecht die rechten Pfade zu weisen. So hat im Jahre 1883 Martin Luthers vierhundertjähriger Geburtstag hineingeleuchtet in unser junges deutsche Reich und hat ein Geschlecht beleuchtet, das in weltlichen Fortschritten bis an die Sterne weit gekommen und noch im ersten Stolze auf seine junge politische Größe, gleichzeitig nichts eifriger zu thun wußte, als sich vor dem römischen Papstthum von neuem in den Staub zu legen. Der 10. November 1883 hat die schweren giftigen Nebel nicht vertreiben können, welche auf Deutschlands Fluren lagern, aber der Name des größten Deutschen, des Befreiers vom päpstlichen Joch, strahlt doch seitdem mit hellerem Glanze, den keine Macht der Finsterniß mit ihren Schlammauswürfen verdunkeln kann, ins Herz unseres Volkes hinein. Das Jahr 1897 bringt uns wieder einen solchen Gedenktag; am 16. Februar den vierhundertjährigen Geburtstag Philipp Melanchthons: es wäre gut und es thäte noth, daß er in ähnlicher Weise das evangelische Bewußtsein in unsrem Volke erweckte.

Zwar so volksthümlich wie Martin Luther kann Philipp Melanchthon nicht werden: dazu ist er zu wenig Helden- und zu sehr Gelehrtennatur. Um so mehr haben die gebildeten Kreise unseres Volkes Ursache, ihn von neuem kennen und lieben zu lernen, den Praeceptor Germaniae, der allerdings neben Luther nur die zweite Stelle einnimmt, aber die zweite auch nur da einnehmen kann, wo ein Luther für die erste vorhanden ist. Gewiß, Martin Luther ist der eigentliche geschichtliche Held deutscher Nation; keine Reckengestalt, in der sich die Kraft des deutschen Wesens so zusammengefaßt und ausgeprägt hätte; kein Führer unseres Volkes, dessen Wort je ein solches donnergewaltige Echo gefunden hätte in allen Tiefen des deutschen Volksgemüths. Und doch ist's die Frage, ob die von ihm entzündete Bewegung mit etwas anderem geendet hätte als mit

einem Martyrium und der Entstehung einer Secte, wie hundert Jahre vorher bei Huß, — wenn nicht Philipp Melanchthon die jungen Bildungsmächte der Zeit und die von ihnen ergriffenen maßgebenden Kreise ihr zugeführt hätte. Es gehört zu den deutlichsten Spuren einer weltregierenden Vorsehung, daß diese beiden Männer gleichzeitig, zur rechten Stunde auftreten, daß sie einander finden und sich verbünden müssen, und daß sie, zum gleichen Werke so ganz verschieden angelegt, sich gegenseitig so wunderbar ergänzen. Neben den genialen tritt der talentvollste Mann der Zeit; neben den Bergmannssohn, der das Metall der religiösen Wahrheit aus den Schachten holt, der Sohn des Waffenschmiedes, der dies Metall zu blanken Geisteswaffen verarbeitet; neben die heroische Mannesgröße, die einer Welt trotzt und eine Welt aus den Angeln hebt, die Zartheit und Reinheit eines wie jungfräulichen Geistes, der jene unbändige Kraft mit dem ganzen Zauber edler Bildung und sittlicher Anmuth umkränzt und im Leiden um Gottes willen die Palme davonträgt.

Ueberhaupt, wo bleibt dieser Epoche gegenüber die materialistische Geschichtsansicht, die nur greifbare Mächte und sinnliche Triebfedern der Weltgeschichte gelten lassen will? Es sind die idealen Factoren, der Glaube und die Wissenschaft, welche hier die Weltgeschichte entscheidend bestimmen. Wohl sind die greifbaren Mächte und sinnlichen Triebfedern vollauf vorhanden, ein Papstthum, das die Himmelsmacht der Religion längst in das Mittel selbstsüchtiger Weltherrschaft umgesetzt und über alle Anläufe des fünfzehnten Jahrhunderts, die Kirche an Haupt und Gliedern zu bessern, schamlos triumphirt hat, und mit ihm verbündet ein Kaiserthum, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht und das dem idealen Reformverlangen der deutschen Nation die politischen Ziele einer Weltmonarchie entgegensetzt. Aber wer tritt diesen Weltmächten mit den Waffen des Geistes gegenüber? Ein Augustinermönch und ein Stubengelehrter; und sie siegen! Allerdings, sie stehen auf dem Boden eines Volkes und Zeitalters, das nach idealen Gütern verlangt. Ein gottesfürchtiges Volk, angewidert von den Pfaffen und Mönchen, die es mißbrauchen, aber um so mehr nach einer freimachenden Wahrheit verlangend, sucht hinter den verdeckenden Schleiern der Kirche das Angesicht des lebendigen Gottes. Dies Kirchenwesen hat das ursprüngliche Evangelium versteckt, hat sich selbst eingedrängt zwischen den Heiland und die arme Seele, hat ein neues Gesetz des Buchstabens aufgerichtet und mittels desselben das Christenleben in baare äußerliche Uebungen verwandelt.

Hier hat Luther seinen Beruf: in schweren inneren Kämpfen hat er sich selber durchgerungen zu dem Gotte des Evangeliums, der in Christo Jesu ein gnädiger himmlischer Vater ist, und so kann er seinem Volke den Weg zur Freiheit der Gotteskinder überzeugend und überwältigend zeigen: es ist der persönliche Glaube an die Gnade Gottes in Christo, der Glaube, der, indem er das Menschenherz innerlich bindet an den, der es zu seinem Eigenthume erkauft hat, es ebendamit frei macht von aller äußerlichen Menschensatzung und Kirchengewalt. Aber das seitherige Kirchenwesen hat mit dem Quell dieser freimachenden göttlichen Wahrheit, mit der heiligen Schrift, auch die Quellen echt menschlicher Geistesbildung verschütten lassen; die entstellte Lehre predigt es in einer nicht minder entstellten Sprache, in barbarischem Mönchslatein; seine willkürlichen Satzungen erläutert und rechtfertigt es, womit sie allein scheinbar zu rechtfertigen sind, mit verderbten wissenschaftlichen Mitteln, mit einer Logik, die zu nichts gut ist, als Sophisten zu bilden; es erzieht seine Diener und Gläubigen mit einer Unterrichtsmethode, die nicht minder äußerlich und mechanisch ist wie seine Methode heilig und selig zu machen, und es hat an alledem natürlich die mannigfaltigste Schutzwehr für sein Herrschaftsgebäude. Dem gegenüber geht das Verlangen nach einer gesunderen, natürlicheren, menschlicheren Bildung und Wissenschaft durch die Zeit. Und die Grüfte der Vergangenheit thun sich auf, die Geister des classischen Alterthums, die alten Griechen und Römer reden wieder zu den Kindern des fünfzehnten Jahrhunderts und lehren sie rein-menschlich zu denken und zu reden. Aber wird nun diese neue „humanistische“ Bildung, wie sie dem antiken Heidenthum entstammt, zu einem anderen Heidenthum führen; wird sie, das innerste Geistesleben der Völker zerspaltend, neben die abergläubische Kirchlichkeit der Massen einen über dieselbe spottenden frivolen Unglauben der Gebildeten stellen, wie das in römisch-katholischen Ländern bis heute der Fall ist? Oder wird sie, dem Christenthum die Hände reichend, dafür sorgen, daß ein gereinigter Glaube sich in ein richtiges Denken und Reden fasse wie in ein reines Gefäß; daß eine geläuterte Wissenschaft die Trugschlüsse der Dunkelmänner vernichte und die Quellen der Wahrheit entsiegele; daß eine gesunde Geisteszucht die jugendlichen Gemüther für die Zucht des heiligen Geistes erschließe? Das war die große Lebensfrage der Zeit. In Italien wendet sich der Humanismus dem Unglauben zu und erzeugt ein neues Heidenthum; in Deutschland hält er sich frömmer, christlicher; seine großen Vertreter Reuchlin und Eras-

mus haben eine Besserung der kirchlichen Zustände angestrebt und die wissenschaftlichen Zugänge zur heiligen Schrift wieder angebahnt. Aber den vollen Segensbund zwischen dem evangelischen Glauben und der neuen Wissenschaft hat doch erst ihr größerer Geisteserbe gestiftet, Philipp Melanchthon; er hat die humanistische Bildung dem reformatorischen Glauben zugeführt wie eine geschmückte Braut ihrem Manne. —

Wenn wir die Laufbahn dieses auserlesenen Mannes begleiten wollen, so thut sich zunächst eine Jugendperiode des reinsten Bildungsglückes auf, in der er zum vorzüglichsten Träger der neuen Bildung und Wissenschaft erwächst und, ohne es zu ahnen, zum großen Mitarbeiter am Reformationswerk vorbereitet wird. Es sind ganz andere Anlagen, Mittel und Wege, welche die Vorsehung hier in Bewegung setzt, als in Luthers Jugend und Vorbereitungszeit, und sie steuern doch in sicherm Laufe auf dasselbe Ziel.

Im selben Jahre 1497, in welchem der vierzehnjährige Luther als fahrender Schüler die Heimath verläßt, um sich sein Brod vor den Thüren zu ersingen, am 16. Februar, kommt zu Bretten in der Pfalz Philipp Melanchthon zur Welt. Schon die Verschiedenheit der Heimathlande, aus denen beide Männer hervorgehen, ist von Bedeutung. Aus dem Herzen Deutschlands, aus altsächsischem Bauerngeschlecht, dem urkräftigsten und unberührtesten Kerne deutscher Nation stammt Luther; Melanchthon aus dem westdeutschen Grenzland, dem Rheingebiet, das als alter Römerboden, mit gebildeten Nachbarländern in vielfacher Berührung, dem inneren Deutschland ohne Zweifel an Bildung weit voraus war. Hier im Rheinthal, von Basel und Straßburg bis nach Wesel und Kempen hinunter war die Heimath der großen Mystiker, eines Tauler und Suso, Thomas von Kempen und Johann von Wesel, die im späteren Mittelalter dem Volke ihr Evangelium vom innerlichen Leben in Gott — zumeist auch in deutscher Sprache — gesagt hatten. Hier hatte auch der Humanismus unlängst seine erste Stätte auf deutschem Boden gefunden; Reuchlin wie Erasmus gehörten nach Geburt und Lebensgang diesen Gegenden an und die Schulen der Humanisten blühten bereits an beiden Rheinufern, als im inneren Deutschland noch mönchische Barbarei die Schulen beherrschte. So sehen wir hier der eigenthümlichen Anlage und Bestimmung Melanchthons von vorn herein den Boden bereitet. Sein Freund und Lebensbeschreiber Camerarius rühmt die milden, feinen Sitten, durch welche die Bürger des kleinen Bretten sich da-

mals ausgezeichnet; treffliche Lehrkräfte und Schulanstalten finden sich für den reichbegabten Knaben in nächster Nähe; vor allem umweht ihn im Elternhause von Kind auf ein Geist ernster und doch milder, kirchlich-treuer und dabei innerlicher Frömmigkeit.

Es ist als sähen wir zwei jener ehrenfesten altdeutschen Bildnisse, jener ernsten, frommen, treuherzigen Gesichter Hans Holbeins oder Albrecht Dürers, wenn wir uns Melanchthons Vater und Mutter vergegenwärtigen. Der Vater, Georg Schwarzerd, ein Heidelberger aus guter Familie, war seines Zeichens ein Waffenschmied, seinem Herrn, dem Pfälzer Kurfürsten, persönlich bekannt und sonderlich lieb und werth, nicht allein um seiner kunstreichen Arbeit, sondern auch um seines trefflichen Charakters willen. Er wird uns geschildert als ernst und schweigsam und doch wohlwollend und gütig; in Rede und Wandel mied er den leisesten Schatten von Unwahrhaftigkeit oder Leichtfertigkeit; frei von Habsucht und Eigennutz, zuverlässig und ehrenhaft in allen Dingen, war er von vielen geliebt und von niemandem gehaßt. Er war nach Bretten gezogen, um hier die Tochter eines stattlichen Hauses, Barbara Reuter, des Bürgermeisters Tochter, zu ehelichen; ihr erstes Kind war eben unser Philippus. Die Mutter, welche dem großen Ernst des Vaters lebhafter gegenüberstehen mochte, wird von Camerarius als eine ausgezeichnet kluge und fromme Frau beschrieben; ihre Mutter war eine Schwester des großen Johann Reuchlin. Eine ungeschminkte Frömmigkeit, die in katholischen Formen offenbar einen evangelischen Kern barg, regierte das Haus. Der Vater stand jede Nacht um zwölfe auf, um zu beten, und ermahnte sterbend die Seinen, an der Kirche zu halten. Die Mutter, welche die Reformation in der Pfalz auch nicht mehr erlebte, hat sich nie von der alten Kirche getrennt. Aber als sie ihren Sohn nachmals bei einem Besuch von Wittenberg aus (1529) bekümmert nach den ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten fragte, konnte er ihr beruhigend sagen, daß, wenn sie zu glauben und zu beten fortfahre wie bisher, sie gewiß hoffen dürfe, selig zu werden. Hiernach begreift sich, daß der Bruch zwischen der alten und der neuen Kirche auch in Melanchthons eigenes Leben weniger schroff hineinfiel, als in das der anderen Reformatoren.

Luthers Jugend hat bekanntlich unter einer harten Erziehung und kümmerlichen Verhältnissen gestanden; das Metall seines Charakters mußte früh in eine entsprechende Schmiede. Dagegen in Melanchthons Jugend ist alles dazu angethan, eine überwiegend empfängliche, feine und zarte Natur wie eine Blüthe

durch reichliches Sonnenlicht zu entfalten. Der Wohlstand der Eltern gestattet und ihre Denkart gewährt alle Bedingungen einer glücklichen Jugendentwicklung, und mit den Eltern scheint noch der Großvater, der alte Bürgermeister, gewetteifert zu haben. Nach kurzem Aufenthalt in der Stadtschule empfängt der Knabe seinen Unterricht im Hause dieses Großvaters, der selbst noch einen unmündigen Sohn hat und für die beiden einen eigenen Hauslehrer hält, den trefflichen Johann Hungarus, der nachmals auch der Reformation im Pfarramte gedient hat. Dieser Lehrer, selbst schon in der neueren Weise gebildet, unterrichtet mit freundlichem Ernst und ohne die rohe Schultyrannei des älteren Stils, über welche Luther aus eigener Kindheitserfahrung klagt, und bringt unserem Philippus bereits die lateinische Grammatik auf eine ebenso faßliche als gründliche Weise bei. „Er liebte mich wie einen Sohn,“ äußerte Melanchthon noch in seinem Alter, „und ich ihn wie einen Vater, und ich hoffe, wir werden uns im ewigen Leben wiedersehen.“ Unter dieser günstigen Leitung entwickelt der Knabe bereits sein ganzes glückliche Naturell; Leichtigkeit der Auffassung, Treue des Gedächtnisses, Klarheit der Antworten zeichnen ihn in hohem Maße aus, und so sehr ist die Schule sein Lebenselement, daß er auch außerhalb derselben immerfort Gelegenheit sucht, sich über das Gelernte zu unterhalten. Gerne bindet er, auf Anstiften des auf ihn stolzen Großvaters, mit viel älteren fahrenden Schülern an und treibt sie durch seine überlegene Kenntniß und Fertigkeit in die Enge. Ein gelindes Stammeln, dessen er später Herr wird, scheint die Anmuth seiner kindlichen Mittheilsamkeit nur zu erhöhen. Leicht erzürnt, beherrscht er sich doch schnell, ist ebenso leicht versöhnt, und auch im Zorne unfähig etwas Häßliches zu thun oder zu sagen. Und so ist's denn kein Wunder, daß der liebenswürdige Knabe alle Herzen gewinnt.

Nur e i n Schatten fällt in diese sonnenhelle Kindheit hinein: zehn Jahre alt, verliert Philippus seinen Vater, der in einem zwischen Pfalz und Bayern geführten Kriege aus einem vergifteten Brunnen getrunken hatte und seitdem durch ärztliche Kunst und häusliche Pflege nur kümmerlich erhalten worden war. Drei Tage vor seinem Tode sprach er zu seinem Sohne: „Ich wünsche, da ich nun sterben muß, daß meine Kinder Glieder der Kirche bleiben, daß sie eins seien mit Christo und untereinander, und daß sie am Ende Erben sein mögen der ewigen Seligkeit. Ich habe viele und große Veränderungen erlebt, aber es werden noch größere folgen, in denen Gott dich leiten möge,“ setzte er prophetisch hinzu. Viel von des stillen, from-

men Mannes Art scheint im Gemüthe des Sohnes fortgelebt zu haben; den zeitlichen Verlust des Vaters wollte diesem die Güte Gottes bald in schöner Weise ersetzen. Da auch der Großvater kurz zuvor gestorben war, wurde Philippus von der Großmutter mit nach dem benachbarten Pforzheim genommen und auf die dortige höhere Schule geschickt. So bleibt er unberührt von dem auch an Luther herangetretenen Elend des damaligen, vielfach heimathlosen und bettelhaften Schülerlebens, und die gedeihliche Luft der Familie hört nicht auf, den an Leib und Seele zarten Knaben zu umfangen. Die Pforzheimer Schule war auch eine der neueren Art; ein Schüler des berühmten Humanisten Dringenberg in Schlettstadt, Georg Simler, leitete sie. Unter diesem Lehrer, den Melanchthon später in Tübingen wiederfindet und nie zu lieben aufhört, wird er zunächst im Lateinischen, dieser Grundlage und Hauptangelegenheit des Unterrichts, bis zum Abschluß der grammatischen Bildung gefördert. Das Griechische, noch selten in Deutschland, ist nicht öffentlich eingeführt, aber Simler lehrt es wie sein Köstlichstes die begabtesten Schüler privatim, und Philippus kommt nicht nur bald in diesen auserwählten Kreis, er überholt auch alle anderen so, daß ihm hernach in Heidelberg der bewundernde Name des „Griechen“ beigelegt wird. Zu diesen glänzenden Fortschritten trägt aber außer den treuen Lehrern noch ein Größerer bei, in welchem dem Verwaisten ein zweiter Vater, und zwar im Sinne der höchsten Wahlverwandtschaft, zu theil werden sollte, der Großohm Johann Reuchlin. So oft dieser an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Mann von Stuttgart, wo er dem Hofgericht angehörte, zu seiner Schwester herüberkommt, nimmt er den strebsamen Großneffen vor, gewinnt ihn um seines Fleißes und seiner Gaben willen immer lieber, beschenkt ihn mit Büchern, die ihm weiterhelfen und seinen Eifer noch höher spannen, übersetzt ihm nach damaliger Gelehrtensitte seinen deutschen Namen „Schwarzerd“ in den griechischen „Melanchthon“ und wird insonderheit in der griechischen Sprache, die in Deutschland niemand wie er verstand, sein Führer und Meister. Philippus bringt ihm seine ersten Aufsätze und Verse, die er in beiden alten Sprachen versucht hat, und überrascht ihn samt anderen Schülern mit der Aufführung eines von Reuchlin verfaßten Schauspiels. Der große Gelehrte nimmt seinen alten rothen Doctorhut und setzt ihn ahnend seinem Liebling auf das noch kindliche Haupt.

Staunen erfaßt uns, wenn wir weiter hören, daß nach zweijährigem Aufenthalt in Pforzheim der noch nicht Dreizehn-

jährige die Heidelberger Universität bezieht. Allerdings umfaßten die damaligen Universitäten noch manche Vorstufen der eigentlichen Studien, und so verbrachte auch der Student auf der Hochschule meist eine längere Zeit. Gleichwohl bleibt die Frühreife bewundernswerth, mit welcher Melanchthon in solchem Alter sich seinen Bildungsweg nicht nur selbst zu suchen, sondern auch schon andere zu lehren und zu leiten vermochte; es währte nicht lange, so wurde er auf gewichtige Empfehlung hin zum Privatlehrer und Hofmeister zweier jungen Grafen erwählt. Uebrigens findet sein früh entwickelter Geist in Heidelberg nicht was er sucht; die Pfälzer Universität war noch ganz im alten Schlendrian, die humanistischen Studien noch nicht anerkannt, die altherkömmliche verworrene Disputirkunst fast das einzige, was die philosophische Fakultät, die auf die anderen Wissenschaften vorbereiten sollte, ihm darbot. Er ließ sich nothgedrungen auch auf diese ein und gewann Uebung genug, ihre spitzfindigsten Knoten zu lösen. Daneben warf er sich mit jugendlicher Hast auf die Schriften der Humanisten oder „Poeten“, wie man dieselben nannte, studierte die von ihnen behandelten Geschichten und Fabeln und kam so nach und nach auf die Werke der alten Griechen und Römer selbst, in denen er bald gründlich zu Hause war. Aber gleichzeitig erholt er sein Gemüth an den geistvollen, auf innerliches Leben in Gott dringenden Predigten des Straßburgers Geiler von Kaisersberg, die ihm in die Hände gefallen sind und von denen er einen tiefen Eindruck empfängt. Bereits im Jahre 1511 erwirbt er vierzehnjährig den ersten akademischen Grad, den „Baccalaureus“; als man ihm aber im Folgejahr den zweiten, den Magistergrad, um seiner großen Jugend willen versagt und auch die Mutter wegen einiger Fieberanfälle gegen Heidelberg bedenklich geworden ist, schüttelt er den Staub von seinen Füßen und eilt nach Tübingen, seinem Pforzheimer Lehrer Simler nach, in die Nähe seines väterlichen Reuchlin.

Die württembergische Universität Tübingen, sechsunddreißig Jahre zuvor gestiftet, trug zwar auch noch ganz das mittelalterliche Gepräge. Die theologische Fakultät als die oberste war mit Männern der alten Schule besetzt; in Gemeinschaft mit der medicinischen und juristischen führte sie die Aufsicht über die philosophische als die Vorschule der Universität. Unterricht und Lehrbücher dieser Vorschule waren fest vorgeschrieben und veralteter Art; die Lehrer wie die Schüler theilten sich nach den zwei altherkömmlichen philosophischen Schulen in „Realisten“ und „Nominalisten“, und diese beiden Parteien führten alle

Woche ihre Disputirkämpfe auf, unnütze Klopffechtereien, in denen es zuweilen bis zum Handgreiflichen kam. Daneben aber hatten hier die jungen humanistischen Studien sich doch schon Geltung verschafft. Hauptvertreter derselben war der gewandte und witzige Bebel, Professor der lateinischen Sprache und Litteratur, der den praktischen Nutzen der neuen Studien gut hervorzukehren und deren altfränkische Gegner scharf zu geißeln verstand. Ihm zur Seite stand Johann Stöffler, einer der bedeutendsten Sternkundigen und Mathematiker damaliger Zeit. Auch durch die Rechtsgelehrsamkeit, für welche Simler thätig war, sowie durch die Arzneiwissenschaft ging ein frischer Zug; in der Philosophie bemühte sich der begabte Franz von Stade den großen Lehrmeister des Mittelalters, den man aber aus trüben Quellen kennen gelernt hatte, den Griechen Aristoteles richtiger zu ergründen. Selbst die altersschwache Theologie nahm sich mit Ernst und Würde zusammen. Man hörte in Tübingen nur selten jene unverschämte Anpreisung der Heiligen oder jene wilde Verketzerung der „Poeten“, welche anderweit an der Tagesordnung war. Dafür war, neben zuweilen recht evangelischen Ansprachen, in einer Kirche eine gewandte Auseinandersetzung der Sittenlehre des Aristoteles zu vernehmen, die viele Zuhörer anzog; das umhertappende Bedürfniß nach Besserem, Reinerem stand in Gefahr, anstatt des gotteskräftigen Evangeliums eine edle, aber ohnmächtige und selbstgerechte heidnische Moral zu ergreifen.

In diesen Umgebungen sollte Melanchthon sechs wichtige und sehr glückliche Jahre verleben. Während Luthers entscheidende Entwicklungsjahre in die selbsterwählte Stille und Oede des Klosterlebens fallen, aus der ihn nach den schwersten inneren Kämpfen erst Staupitzens väterliche Hand allmählich zu ernsten Aufgaben herausführt, durfte Melanchthon in einer Sorglosigkeit, die ihm später nie wieder zu theil werden sollte, seinen reichen Bildungsdrang befriedigen und die mannigfaltigen Gaben seines Geistes harmonisch entwickeln. Es war eine schöne große ahnungsvolle Zeit, diese der Reformation unmittelbar vorangehende Morgenstunde, und er genoß sie, zuerst mit dem Frohsinn des Studenten, dann mit der Begeisterung des jugendlichen Mitarbeiters und Mitstreiters, wie nur ein so reicher und feiner Geist und ein so edles, reines Gemüth sie genießen konnte; — mit tiefer Wehmuth blickt ein Menschenalter später der alternde und an den theologischen Zwisten und Feindschaften im eigenen Lager sich verblutende Mann wie aus einem eisernen Zeitalter in jenes goldne zurück. Die Träger der neu

emporsteigenden Bildung und Wissenschaft, untereinander treu verbunden, fühlten sich wie Lerchen, die sich der aufgehenden Sonne entgegenschwingen: überall neue Höhen und Tiefen der Erkenntniß, die sich dem Blick im Morgenlichte enthüllten, — „die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben," riefen sie sich einander zu, und die umringenden Gefahren und Kämpfe mit der gewaltigen und gewaltthätigen Macht des Alten hoben nur ihren Muth und stärkten nur ihren Bund. Mittelpunkt dieses aufstrebenden Geschlechtes war in Schwaben, obwohl er der Universität nicht angehörte, der alte Reuchlin. Ein Freund strebsamer Jugend, ließ er sich oft von seinem Philippus und dessen Kameraden besuchen, erfreute sich an ihren Fragen und Gesprächen, setzte ihnen seinen besten Wein vor und gönnte ihnen gern die jugendliche Freude wie an seiner seltenen Bibliothek, so am muntern Spiel in seinem Garten. Kam er nach Tübingen, so nahm er — mäßig wie er war — bei seinem „lieben Sohn Philippus", der auch ihn längst Vater nannte, vorlieb; dann schlossen sich um ihn in heiterer, geistvoller Geselligkeit die humanistisch gesinnten Gelehrten, die „Reuchlinisten", wie man sie nannte, zusammen, denn die Anhänglichkeit an den ehrwürdigen Mann war eben damals Bekenntnißsache geworden. Er war dem fanatischen Vorschlag eines zu Köln getauften Juden, dem Christenthum zu Ehren alle hebräischen Bücher außer der Bibel zu verbrennen, entgegengetreten und hatte sich dadurch die hinter jenem Fanatiker stehenden Dominikaner an der Universität Köln zu Feinden gemacht. Dieselben versuchten in einem langwierigen und gefährlichen Ketzerproceß, der in Deutschland und Italien spielte, in der Person Reuchlins die ganze verhaßte humanistische Richtung zu Tode zu treffen, während andererseits die bedeutendsten Männer dem Bedrohten mit Rath, Trost und Verwendung zu Hülfe kamen. Eine Sammlung solcher „Briefe angesehener Männer" an Reuchlin, die an die öffentliche Meinung appellirten, gab Melanchthon heraus, und als Gegenstück dazu erdichteten die jungen Humanisten namens der Kölner Dominikaner die berühmten „Briefe der Dunkelmänner", in welchen die dummdreisten Gegner Reuchlins in vernichtender Weise sich selbst charakterisiren mußten. Einer der witzigsten Beiträge zu diesem Buche, in versificirtem Mönchslatein abgefaßt, wird auf Melanchthon zurückgeführt.

Vor allem setzt in Tübingen Melanchthons L e r n e n in Erstaunen. Er geht auf eine nach dem damaligen Stande geradezu a l l umfassende wissenschaftliche Bildung aus, und nicht mit der beschränkten Eitelkeit auf todte Vielwisserei, sondern mit

lebendigem, eindringendem und alles verbindendem Geiste erwirbt er sich eine solche binnen weniger Jahre. An der Hand der Alterthumskunde, die nach jeder Seite seine Führerin bleibt, dringt er vor zu den echten Quellen der griechischen Philosophie; mit dem Studium der Dichter verbindet er das der Geschichtschreiber und ist bald im stande, eine veraltende Weltchronik durch treffliche Umarbeitung zu einem auf weitere hundert Jahre dienenden Werke zu verjüngen; er hört die Rechtsgelehrten, die Mediciner, um auch das römische Recht und die Schriften griechischer Aerzte verstehen zu lernen; mit Liebe vertieft er sich als treuer Lehrling Stöfflers in Mathematik, Erdbeschreibung und Himmelskunde und übersetzt ein schwieriges griechische Lehrgedicht über Astronomie. Endlich dringt er auch zur Theologie vor, nicht um Geistlicher zu werden — der geistliche Stand war damals gerade den besten Kreisen der Nation aus guten Gründen bedenklich geworden — sondern weil in einer so encyklopädischen Bildung auch sie nicht fehlen darf und weil es ihm auch auf diesem Wege um die Erkenntniß der Wahrheit als des höchsten Zieles seiner Studien zu thun ist. Zwar eben hiefür konnte die noch ganz in den ausgefahrenen Gleisen sich bewegende Tübinger Theologie ihm wenig bieten; doch zog im alten Streite des Realismus und Nominalismus eher die letztere Richtung, die zurzeit freiere und kritischere, ihn an. Aber zugleich lernt er die verschüttete Quelle echter Theologie ahnungsvoll kennen, die heilige Schrift. Eines Tages schenkt ihm Reuchlin einen damals noch seltenen Schatz, eine lateinische Bibel, und ihre Lesung zieht ihn wunderbar an; „als Jüngling schon," äußerte er später, „war der biblische Text mir geläufig; ich las ihn eifriger als es jetzt von den jungen Leuten geschieht." — Bald kommt zum Lernen eine bedeutende Lehr- und Schriftstellerarbeit hinzu, denn nach Art des damaligen Hochschulwesens ist er den größeren Theil seiner Tübinger Zeit Schüler und Lehrer zugleich. Im Januar 1514 Magister der freien Künste geworden und dadurch berechtigt, Vorlesungen zu halten, wird er an einer der beiden Vorschul-Genossenschaften, in welche die Studenten der Philosophie getheilt sind, angestellt für lateinische Sprache und lateinischen Stil, und 1516, als der berühmte Bebel stirbt, überträgt man dem Neunzehnjährigen außerdem noch den Lehrstuhl der Beredtsamkeit und der Geschichte. Ebenso glänzend wie sein Lerngeschick erweist sich nun seine Lehrgabe. In den Disputirkämpfen der beiden philosophischen Genossenschaften zeigt er sich, so herzlich zuwider ihm die herkömmliche Sophisterei ist, durchaus überlegen und dabei

so freundlich und entgegenkommend, daß es ihm gelingt, die alten Zänkereien durch einen neuen, einmüthig strebenden Geist zu verdrängen. Außer dieser seiner Arbeit unter den angehenden Studenten erklärt er in Vorlesungen lateinische Redner, Geschichtschreiber und Dichter, lehrt griechische Grammatik und sammelt um sich einen Verein von Freunden griechischer Litteratur, besorgt Ausgaben und Uebersetzungen römischer und griechischer Autoren und arbeitet neben einem ungedruckt bleibenden Wörterbuch eine 1518 erscheinende griechische Sprachlehre aus, die 1545 von seinem Freunde Camerarius verbessert, über hundert Jahre lang in unseren höheren Schulen gedient hat. Kaum stellen wir uns heute die Riesenarbeit eines solchen damaligen Bahnbrechers vor, der sich die wichtigsten Hülfsmittel des Unterrichts erst selber schaffen, ja die Schriftdenkmale des Alterthums, die er erklären will, aus mangelhaften alten Handschriften erst herstellen und zum Druck befördern mußte. Melanchthon als gelehrter Beistand und Rathgeber einer bedeutenden Tübinger Buchdruckerei fand nebenher noch Zeit und Kraft, der Wissenschaft die nützlichsten Handlangerdienste zu leisten, während er sich an der Universität als Meister derselben erwies.

Denn Meister ist er schon, nicht nur seinen Altersgenossen gegenüber, die seine Schüler sind; nein, trotz seiner kurzen zwanzig Jahre, auch im Vergleich mit jenen großen Vorgängern, an denen er noch ehrerbietig hinaufsieht. Noch hatte keiner vor ihm mit dieser Allseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses eine solche Klarheit und Harmonie des Zusammenhangs, keiner mit dieser unbegrenzten Lust der eignen Bildung eine solche Kraft und Liebe verbunden, dies alles zur Heranbildung eines neuen Geschlechtes fruchtbar zu machen. Eine neue, vollere, tiefere Fassung der ganzen Bildungsaufgabe liegt seinem Streben zu Grunde und wird auch schon in Tübingen von ihm ausgesprochen. Die bloße Gewandtheit des Denkens und Anmuth der Rede, auf die man seither unter den Humanisten den Hauptwerth gelegt, ist ihm kein für sich befriedigendes Ziel: auch dem Inhalt der alten griechischen und römischen Schriften, unter denen er mit treffendem Blick, dem seitherigen Urtheil entgegen, die ersteren weit bevorzugt, gebührt sein Antheil an der Erziehung der Jugend. Die Dichter und Geschichtschreiber, sagt er, sollen die jugendlichen Gemüther aus dem Staub des gewöhnlichen Lernens auf einen erhabneren Standort heben, auf welchem sie schon dem entgegenathmen, was Männern geziemt. Darum empfiehlt er neben den einseitig bevorzugten Denk- und Redeübungen aufs wärmste die vernachlässigten realen Wissen-

schaften; eine an wirklichem Inhalt reiche Bildung soll die Gemüther erfüllen, die Charaktere entwickeln und zu den höchsten Wissenschaften die Vorbereitung geben, zur Philosophie, zur Theologie. Die erstere faßte er, auch darin hoch und neu in Deutschland dastehend, als großen Inbegriff und Zusammenhang alles Wissens, und um sie in diesem Sinne wiederherzustellen und auch die vorübende Zucht des Denkens aus einer Schule der Zänkerei wieder zu einem Stück der Weisheit zu machen, „die um die Leidenschaften der Menschen zu dämpfen, vom Himmel gesandt ist," verband er sich mit seinem Lehrer und Freunde Franz von Stade zu einer Herausgabe und Uebersetzung der Schriften des Aristoteles, ein Riesenunternehmen, das er noch in Wittenberg auf dem Herzen trug und das weniger durch seine lebenslange Ueberhäuftheit, als durch den Mangel der erforderlichen vielseitigen Würdigung und Unterstützung unausgeführt blieb. Aber auch die entwickeltste und vollendetste Philosophie ist ihm kein Ersatzmittel der Offenbarung, wie jenem Tübinger Theologen, aus dessen Mund er hören mußte: wenn auch die heilige Schrift verloren ginge, das Christenthum lasse sich wiederherstellen aus der Sittenlehre des Aristoteles. Er hat kein Wohlgefallen an jenem Mönch, der diese Sittenlehre so geschickt auf der Kanzel auseinandersetzt, nimmt vielmehr alle Sonntage sein liebes Neues Testament mit in die Kirche und findet in ihm — während man ihn im Verdacht hat, er lese Unterhaltungsbücher — unter mancher unerbaulichen Predigt seine rechte Erbauung. Hieher, an die Urkunde der Offenbarung, als an das Allerheiligste auch für die Wissenschaft, weisen ihn, wie hernach seine Wittenberger Antrittsrede zeigt, alle seine Studien als dienende Geister. Schon ist ihm der Brief an die Römer wichtig genug, um beim Empfang der Erasmischen Auslegung desselben an Reuchlin zu schreiben: „O Gott, welche Blitze!" Es ist ihm in gutem Gedächtniß, daß einmal seine Lehrer Stöffler und Reuchlin zu einem theologischen Doctor sagten: „Wenn wir in unserer Bibel lesen, so finden wir eine ganz andere Theologie und Rechtfertigungslehre darin, als Ihr in euren Glossen" (Auslegungen). Daran mögen wir abnehmen, welches Echo bereits in Melanchthons Herzen der Posaunenstoß jener „ganz anderen Theologie" gefunden haben wird, der zu Wittenberg am 31. Oktober 1517 ertönte.

Es war Zeit, daß Melanchthon von der hohen Schule, auf der, wie Simler hernach äußerte, alle Gelehrten nicht gelehrt genug waren, um seinen Verlust zu bemessen, in eine noch höhere einträte, um an dieser einen Lehrstuhl zu finden, wie

so freundlich und entgegenkommend, daß es ihm gelingt, die alten Zänkereien durch einen neuen, einmüthig strebenden Geist zu verdrängen. Außer dieser seiner Arbeit unter den angehenden Studenten erklärt er in Vorlesungen lateinische Redner, Geschichtschreiber und Dichter, lehrt griechische Grammatik und sammelt um sich einen Verein von Freunden griechischer Litteratur, besorgt Ausgaben und Uebersetzungen römischer und griechischer Autoren und arbeitet neben einem ungedruckt bleibenden Wörterbuch eine 1518 erscheinende griechische Sprachlehre aus, die 1545 von seinem Freunde Camerarius verbessert, über hundert Jahre lang in unseren höheren Schulen gedient hat. Kaum stellen wir uns heute die Riesenarbeit eines solchen damaligen Bahnbrechers vor, der sich die wichtigsten Hülfsmittel des Unterrichts erst selber schaffen, ja die Schriftdenkmale des Alterthums, die er erklären will, aus mangelhaften alten Handschriften erst herstellen und zum Druck befördern mußte. Melanchthon als gelehrter Beistand und Rathgeber einer bedeutenden Tübinger Buchdruckerei fand nebenher noch Zeit und Kraft, der Wissenschaft die nützlichsten Handlangerdienste zu leisten, während er sich an der Universität als Meister derselben erwies.

Denn Meister ist er schon, nicht nur seinen Altersgenossen gegenüber, die seine Schüler sind; nein, trotz seiner kurzen zwanzig Jahre, auch im Vergleich mit jenen großen Vorgängern, an denen er noch ehrerbietig hinaufsieht. Noch hatte keiner vor ihm mit dieser Allseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses eine solche Klarheit und Harmonie des Zusammenhangs, keiner mit dieser unbegrenzten Lust der eignen Bildung eine solche Kraft und Liebe verbunden, dies alles zur Heranbildung eines neuen Geschlechtes fruchtbar zu machen. Eine neue, vollere, tiefere Fassung der ganzen Bildungsaufgabe liegt seinem Streben zu Grunde und wird auch schon in Tübingen von ihm ausgesprochen. Die bloße Gewandtheit des Denkens und Anmuth der Rede, auf die man seither unter den Humanisten den Hauptwerth gelegt, ist ihm kein für sich befriedigendes Ziel: auch dem Inhalt der alten griechischen und römischen Schriften, unter denen er mit treffendem Blick, dem seitherigen Urtheil entgegen, die ersteren weit bevorzugt, gebührt sein Antheil an der Erziehung der Jugend. Die Dichter und Geschichtschreiber, sagt er, sollen die jugendlichen Gemüther aus dem Staub des gewöhnlichen Lernens auf einen erhabneren Standort heben, auf welchem sie schon dem entgegenathmen, was Männern geziemt. Darum empfiehlt er neben den einseitig bevorzugten Denk- und Redeübungen aufs wärmste die vernachlässigten realen Wissen-

schaften; eine an wirklichem Inhalt reiche Bildung soll die Gemüther erfüllen, die Charaktere entwickeln und zu den höchsten Wissenschaften die Vorbereitung geben, zur Philosophie, zur Theologie. Die erstere faßte er, auch darin hoch und neu in Deutschland dastehend, als großen Inbegriff und Zusammenhang alles Wissens, und um sie in diesem Sinne wiederherzustellen und auch die vorübende Zucht des Denkens aus einer Schule der Zänkerei wieder zu einem Stück der Weisheit zu machen, „die um die Leidenschaften der Menschen zu dämpfen, vom Himmel gesandt ist,“ verband er sich mit seinem Lehrer und Freunde Franz von Stade zu einer Herausgabe und Uebersetzung der Schriften des Aristoteles, ein Riesenunternehmen, das er noch in Wittenberg auf dem Herzen trug und das weniger durch seine lebenslange Ueberhäuftheit, als durch den Mangel der erforderlichen vielseitigen Würdigung und Unterstützung unausgeführt blieb. Aber auch die entwickeltste und vollendetste Philosophie ist ihm kein Ersatzmittel der Offenbarung, wie jenem Tübinger Theologen, aus dessen Mund er hören mußte: wenn auch die heilige Schrift verloren ginge, das Christenthum lasse sich wiederherstellen aus der Sittenlehre des Aristoteles. Er hat kein Wohlgefallen an jenem Mönch, der diese Sittenlehre so geschickt auf der Kanzel auseinandersetzt, nimmt vielmehr alle Sonntage sein liebes Neues Testament mit in die Kirche und findet in ihm — während man ihn im Verdacht hat, er lese Unterhaltungsbücher — unter mancher unerbaulichen Predigt seine rechte Erbauung. Hieher, an die Urkunde der Offenbarung, als an das Allerheiligste auch für die Wissenschaft, weisen ihn, wie hernach seine Wittenberger Antrittsrede zeigt, alle seine Studien als dienende Geister. Schon ist ihm der Brief an die Römer wichtig genug, um beim Empfang der Erasmischen Auslegung desselben an Reuchlin zu schreiben: „O Gott, welche Blitze!“ Es ist ihm in gutem Gedächtniß, daß einmal seine Lehrer Stöffler und Reuchlin zu einem theologischen Doctor sagten: „Wenn wir in unserer Bibel lesen, so finden wir eine ganz andere Theologie und Rechtfertigungslehre darin, als Ihr in euren Glossen“ (Auslegungen). Daran mögen wir abnehmen, welches Echo bereits in Melanchthons Herzen der Posaunenstoß jener „ganz anderen Theologie“ gefunden haben wird, der zu Wittenberg am 31. Oktober 1517 ertönte.

Es war Zeit, daß Melanchthon von der hohen Schule, auf der, wie Simler hernach äußerte, alle Gelehrten nicht gelehrt genug waren, um seinen Verlust zu bemessen, in eine noch höhere einträte, um an dieser einen Lehrstuhl zu finden, wie

ihn Tübingen nicht bieten konnte, den des Mitreformators, des evangelischen Praeceptor Germaniae. Welche Geltung er schon damals in der gelehrten Welt besaß, bezeugt eine Aeußerung, welche der berühmteste der Humanisten, Erasmus, über den Achtzehnjährigen thut. „Beim ewigen Gott, zu welchen Hoffnungen berechtigt dieser Jüngling und fast noch Knabe Philipp Melanchthon, der in beiderlei Sprachen fast gleich ausgezeichnet ist! Was ist das für ein Scharfsinn, was für eine Reinheit und Anmuth des Stils, was für ein Reichthum des Gedächtnisses, welch mannigfaltige Belesenheit, und welche Zartheit und Reinheit eines wahrhaft königlichen Geistes!" So angenehm die persönlichen Verhältnisse in Tübingen waren, so drückend waren nach und nach die amtlichen geworden. Die mühselige Arbeit an den Vorschülern der Universität, die Abhängigkeit der philosophischen Fakultät von den anderen, die Uebermacht der altherkömmlichen Theologie, welche jedes Uebergreifen in ihr Gebiet entschieden abgewehrt haben würde, machten Melanchthon einem Wechsel geneigt. Einen Ruf nach Ingolstadt lehnte er zwar auf Reuchlins Anrathen ab; als aber der Kurfürst Friedrich der Weise sich an den alten Doctor wandte um einen Lehrer des Griechischen für sein junges Wittenberg, und dabei Melanchthons, dessen Vater er wohl gekannt habe, auch schon erwähnte, ließ er sich gerne vorschlagen und harrte gespannt auf die Antwort. Am 24. Juli 1518 traf sie ein. „Siehe, schrieb der väterliche Großohm, da ist der Brief des frommen Fürsten, eigenhändig unterzeichnet, in dem er dir Amt und Gunst zusagt. Darum will ich jetzt nicht poetisch, sondern mit Anwendung der wahren Verheißung Gottes, welche dem gläubigen Abraham zu theil ward, zu dir reden. Gehe aus deinem Vaterland und aus deines Vaters Hause in ein Land, das Ich dir zeigen will, und ich will dich zu einem großen Volke machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen und sollst gesegnet sein. So ahnt es mein Herz; so hoffe ich, daß es mit dir sein werde, mein Philippus, du mein Werk und mein Trost."

Die Universität Wittenberg, zur Zeit die jüngste in Deutschland, war auch die jugendlichste an Sinn und Streben. Gleich ihr erster Rector, der kurfürstliche Leibarzt Pollich (1502), und ihr erster theologische Dekan, Johann Staupitz, Luthers bekannter Vorgesetzter im Augustinerorden, hatten ihr eine von dem mittelalterlichen, scholastischen Wesen möglichst freie Richtung gegeben. Durch Staupitz, der als mystischer und augustinischer

Theologe unter die Vorläufer der Reformation gehört, war 1508 Luther an die Universität gezogen worden. Ihm lag von Anbeginn und zumal seitdem er 1512 Doctor der heiligen Schrift geworden war, die Zurückführung der Theologie auf die Schriftwahrheit am Herzen, und so treu und ehrfurchtsvoll er der römischen Kirche noch ergeben war, so sicher fußte er bereits auf dem Punkt, von dem aus er dieselbe bald aus den Angeln heben sollte, der großen selbsterlebten Grundwahrheit von dem allein-rechtfertigenden Glauben. Sein mächtiger Geist, von den Elementen einer verjüngten und verinnerlichten Theologie erfüllt, beherrschte schon seit 1513 die gesamte Universität. Doch war dieselbe dazumal noch klein und unberühmt; sie zählte kaum 200 Studenten. Was den Wittenbergern zu dem neuen Geist und Trieb noch fehlte, das war die entsprechende Form, waren die wissenschaftlichen Hülfsmittel, um den aufgehenden reinen Glauben gehörig zu begründen, auseinanderzusetzen und zu vertheidigen; die humanistischen Studien, unentbehrlich, um die Perlen der Wahrheit wissenschaftlich zu fassen, das Zeugniß des Alterthums wider die herrschende Verderbniß der Kirche aufzurufen und vor allem die heilige Schrift in ihren Grundsprachen zugänglich zu machen, waren in Wittenberg noch nicht daheim. Eben jetzt aber that diese Waffenrüstung dringend noth; Luthers Glaubensgedanke war mit dem Thun und Treiben der Kirche offen zusammengestoßen; die 95 Thesen wider den Ablaß waren angeschlagen worden und hatten in tausend und abertausend deutschen Herzen tiefen Wiederhall, auf seiten der römischen Schultheologen aber heftiges Verketzerungsgeschrei hervorgerufen. Die Universität stand zu ihrem großen Streiter, sein Kurfürst schützte ihn, er selbst war einer guten und göttlichen Sache freudig gewiß, aber ein unabsehbarer Geisteskampf wider eine Welt von Irrthum und Unfug that sich auf. In diesem Augenblick betrat der einundzwanzigjährige Magister Philippus Melanchthon in Wittenberg die neugestiftete Lehrkanzel der griechischen Sprache.

Es war keine imponirende, wie bei Luther die innere Kraftfülle auch fürs Auge ausprägende Erscheinung, die am 29. August zum erstenmal der versammelten Universität gegenüberstand. Eine zarte schmächtige Gestalt, die etwas die eine Schulter sinken ließ, versprach keinen Mitkämpfer, Weltüberwinder; nur wer tiefer blickte, mochte vielleicht aus den großen blauen Augen, der hohen Stirn unter feinem Lockenhaar, den scharfgeschnittenen und doch von Milde verklärten Zügen des nach unten schmal zulaufenden Angesichtes etwas Ungemeines errathen.

Indeß die Rede, die er hielt, ließ, wie Luther schreibt, Gestalt und Ansehen bald vergessen. Nicht nur, daß sie den Barbaren, welche in Kirche und Schule sich die Herrschaft angemaßt, im Namen der wiedererwachten Studien den hellen Krieg ansagte: sie zeigte auch diesen David vollständig im Besitz der Schleuder, um den scholastischen Goliath auf die Stirne zu treffen. In raschen Zügen, aber mit erstaunlicher Kenntniß zeichnete der Redner den Zustand der Wissenschaften im Mittelalter, die wachsende Barbarei in Philosophie und Theologie und die daraus entstandenen Irrthümer und Mißbräuche; dann setzte er die jungen classischen Studien als das wichtigste und dringendste Heilmittel dagegen. Denn nicht aus den Uebersetzungen und Glossen einer späteren Zeit dürfe die christliche Lehre geschöpft werden, sondern allein aus den reinen Quellen der heiligen Schrift: die solle uns zu Christo führen, zu Ihm allein, damit wir seine Glieder würden und uns von den Früchten seiner himmlischen Weisheit nähren möchten. „Nur aus Unwissenheit konnte es geschehen, daß man sich beikommen ließ, das Evangelium durch Menschensatzungen zu trüben: durch echte Gelehrsamkeit werden wir das Falsche von dem Wahren wieder sondern lernen. Mag das auch schwierig erscheinen, — dieser Schein soll euch nicht abschrecken; Fleiß und Lust überwinden die Schwierigkeit; ich werde euch, soviel ich vermag, dabei helfen." Eine Antrittsrede, nach welcher es Luthern wenigstens klar war, daß die Weisheit nicht bloß des Kurfürsten Friedrich, sondern Gottes selbst den rechten Mann an die rechte Stelle geführt habe.

Die Bewunderung, welche diese Antrittsrede hervorgerufen, steigerte sich, je mehr der neue Lehrer seine Vorsätze zur Ausführung zu bringen begann. Ein begeisterter Eifer für die griechische Sprache entzündete sich; neben Jünglingen saßen gereifte Männer, saß auch Luther zu den Füßen des Jünglings. Eine ganze Reihe griechischer Schriften, Hülfsmittel seiner Lehrthätigkeit, befördert er schon im ersten Jahre zum Druck. Neben der Erklärung des geliebten Homer gibt er gleich anfangs die Auslegung eines paulinischen Briefes; bald folgen die Hauptbücher des Neuen Testaments, Matthäus, Johannes und Römerbrief. Aushülfsweise übernimmt der Unermüdliche auch den Unterricht im Hebräischen, erklärt einige Bücher des Alten Testaments, und findet daneben noch Zeit, in den nächsten beiden Jahren zwei bedeutende philosophische Werke, seine Rhetorik und seine Dialektik, auszuführen. Seine Lehrgabe, schon in Tübingen reichbewährt, entfaltet nun erst auf dem freieren Arbeitsfelde ihre ganze Vielseitigkeit und Anziehungskraft. Man weiß nicht,

was man mehr bewundern soll, die gründliche und umfassende Gelehrsamkeit oder die spielende Herrschaft über dieses Besitzthum, die ihm jedes Beispiel, jeden Spruch oder Beweis jederzeit zu Gebote stehen läßt; die einleuchtende Ordnung und Klarheit, in welcher alles zu leichtem fröhlichem Lernen dargeboten wird, oder die Liebe zur Weisheit in der Wissenschaft, zur Gottesfurcht in der Weisheit, die Liebe zu den unsterblichen Seelen der Jugend, zu deren sittlicher Förderung und Läuterung das alles gereichen will. Seine Vorträge untermischt er belebend mit Fragen; im Disputiren bewährt er seltene Geistesgegenwart; in allem dringt er auf Wahrheit und Schlichtheit, wie er denn auch seinen eignen, früher in humanistischer Manier schmuckvollen Stil vereinfacht; jeder Winkelzug, ja jede Scherzlüge ist ihm zuwider. Seinen Schülern widmet er sich auch außerhalb des Hörsaals bis zum Uebermaß, läßt sich zu jeder Stunde von ihnen anlaufen, sieht ihnen ihre Arbeiten durch und wohnt ihren ersten Vorträgen bei, schreibt ihnen Gedenksprüche und Empfehlungsbriefe, und wo er in seiner Gewissenhaftigkeit letztere ablehnen muß, greift er gutmüthig in die Tasche nach Reisegeld. Auf unerhörte Weise vermehrte sich die Zahl der Studenten; statt der früheren zweihundert zählte man bald zwei Tausende und darüber.

Noch kannte das jugendliche Wittenberg keinen Neid, keine Parteiung. Die ganze Universität läßt sich fortreißen von dem jungen Magister; von seinem Geiste entzündet, thut sie die letzten Reste des scholastischen Wesens ab und gestaltet sich ganz nach seinem Sinne. Die Uebung in Abhandlungen, die Sitte der Festreden lernt man von ihm; manchem akademischen Festredner arbeitet er seinen Vortrag. „Was wir wissen in den Wissenschaften, bezeugt Luther einmal, das danken wir Philipp.“ „Er ist zwar ein schlechter (schlichter) Magister, aber auch ein Doctor über alle Doctores.“ Mit der ganzen Demuth seiner großen Seele gibt er vor allen sich dem Lobe, der Bewunderung hin. „Wir sind glücklich, daß wir ihn haben,“ schreibt er, „und verwundern uns seiner großen Gaben.“ „An Philipp Melanchthon, Schwarzerd, den Griechen, Lateiner, Hebräer, Deutschen, der niemals barbarisch spricht“, adressirt er eine Einladung zum Abendessen. „Philippi Zeugniß, heißt es ein andermal, achte ich in meiner Sache allezeit vor jedermann höher denn sonst irgend eins, und ich schäme mich nicht, obwohl Magister der Künste, der Weltweisheit und Theologie, meine Meinung zu verlassen, wenn dieses Grammatisten Sinn dawidersteht. Philippum lobe ich nicht; er ist eine Kreatur und

nichts, aber Gottes Werk preis' ich in ihm.“ Nachschriften aus Melanchthons Vorlesungen über Neues Testament gibt er ohne zu fragen heraus, bekennt sich im Vorwort als Dieb und droht zum Raube fortzuschreiten, wenn jener mit seinem Reichthum zurückhalte. Und immer mehr gesellt sich dem Lobe und der Bewunderung auf seiten Luthers die innigste persönliche Liebe zu. Denn keineswegs nur dem Geiste, den Gaben, Kenntnissen und Leistungen des jungen Genossen, — nicht weniger der Unschuld und Herzensreinheit, dem anmuthvollen, sittlich durchgebildeten, liebenswürdigen Wesen desselben entströmt der Zauber, der Luthern, den Gewaltigen, Unvergleichlichen hier ergriffen hat. „Melanchthon, schreibt er beglückt, ist ein wunderbarer Mensch, ja an dem sich nichts findet, was nicht übermenschlich wäre; mit mir jedoch höchst vertraut und befreundet.“

Aber nicht minder stark als Luthern zu Melanchthon, zieht es Melanchthon zu Luther hin. So durchaus verschiedenartig ihre Geister angelegt sind und so viel Ecken und Kanten des Anstoßes Luthers Eigenart gerade einer so feinen und zarten Natur bieten konnte, Melanchthon ist von dieser Persönlichkeit ganz hingenommen, ganz überwältigt. „Viel wunderbarer ist Martinus, als daß ich ihn mit Worten abbilden könnte, schreibt er; so oft ich ihn betrachte, kommt er mir immer wieder größer vor.“ Als sein väterlicher Reuchlin, ängstlich geworden über die Wittenberger Entwicklung, ihn im Jahre 1519 nach Ingolstadt ziehen möchte, wohin er selber in seinen alten Tagen übergesiedelt, überwiegt alle Motive alter Liebe Luthers junge Anziehungskraft: „Sterben will ich lieber, als mich von Luther wegreißen lassen, schreibt er zurück; selbst über mein Leben geht mir Martins Wohl, so daß für mich nichts betrübender sein könnte, als wenn ich ihn entbehren müßte.“ Wer mag die Anziehungskräfte ermessen, welche Luthers einzigartige Persönlichkeit zumal in jenen ihren hochgespanntesten Tagen auf einen Freund ausüben mußte, der an offenem Sinn für Geistes- und Herzensgröße unter den Zeitgenossen gewiß seinesgleichen suchte? Unter allen Anziehungen aber, welche Luther für ihn haben konnte, ist dessen tiefes, nach so schweren Kämpfen zu so freudiger Klarheit gekommenes Glaubensleben unfraglich die stärkste gewesen. Inmitten seiner Lehrtriumphe, vor denen auch ein Luther sich beugte, hat Melanchthon in seinen Wittenberger Erstlingsjahren in Betreff des Höchsten und Tiefsten, was die Zeit bewegte, still lernend zu Luthers Füßen gesessen. Seine auch von Erasmus bewunderte Unschuld und Reinheit hat ihn nicht gehindert, vielmehr kraft eines desto feinfühligeren und

unbestechlicheren Gewissens desto mehr angehalten, die große Frage, mit welcher Luther sich in der Klosterzelle abgerungen: Wie werde ich eines gnädigen Gottes gewiß? auch seinerseits durchzuarbeiten, und die Antwort, welche Luther gefunden, ward auch die seine: Nicht durch alle möglichen Werke, welche ich thun kann, noch auch durch alle Werke, welche die Kirche für mich zu thun behauptet, sondern allein durch das Vertrauen, welches die Gnade Gottes in Christo mir abgewinnt, allein durch den Glauben. Wie er diese „Rechtfertigung durch den Glauben allein" Luthern nicht nachgesprochen, sondern nacherlebt hat, das fühlt man ihm ab, so oft er dem leichtfertigen Spiel gegenüber, mit welchem die päpstlichen Disputatoren ihm diese große Losung abzustreiten suchen, sich auf die Erfahrungen des erschrockenen Gewissens beruft. Indem auf diese Weise Melanchthons mitgebrachte Kindesfrömmigkeit in Wittenberg Mannesreife gewinnt, reift der Reformator der Studien zum Mitreformator der Kirche.

Eben war hiezu die Stunde gekommen. Der Ablaßstreit, in den Melanchthons Eintritt in Wittenberg hineingefallen war, schien nach Luthers vergeblichem Verhör vor Cajetan durch Miltitzens kluges Zureden besänftigt, — da weckt ihn Eck, der selbstgewisse Parteigänger des Papstthums zu einer nicht mehr zu dämpfenden Flamme wieder auf. Er fordert Luthern zu der Leipziger Disputation heraus und treibt ihn hier zu der Erkenntniß und Erklärung, daß nicht nur das Papstthum menschlichen Ursprungs, sondern auch die Concilien mit nichten unfehlbar seien, also keine Autorität in Glaubenssachen bestehe, denn allein die heilige Schrift. Nun ist in Luther der Reformationsgedanke innerlich fertig; nun spricht er ihn unumwunden aus in jenen Schriften, die wie Donnerschläge das deutsche Volk aufwecken: „An den christlichen Adel deutscher Nation," „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche," „Von der Freiheit eines Christenmenschen." Die Antwort ist die Bannbulle von Rom, die Luther vorm Elsterthor in Wittenberg ins Feuer wirft, und die Vorladung nach Worms vor Kaiser und Reich, die zu der weltgeschichtlichen Erklärung führt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir; Amen." Es ist Luthers hochherrlichste, wahrhaft heroische Zeit, da ihn der Geist des Herrn mit Adlersflügeln trägt; da er aller Macht des Bestehenden gegenüber eine neue welterschütternde Ueberzeugung ausspricht und mit Einsetzung seines Lebens vertritt. Tausende schauen auf ihn von ferne voll bangender Bewunderung; aber an seine Seite zu treten, wie der Schildträger dem Helden der

Sage, der allein gegen ein Heer das Schwert zieht, das hat nur Einer gewagt, und das war Melanchthon. Bei der Leipziger Disputation steht er stille hinter ihm, flüstert ihm nur dann und wann ein schlagendes Argument zu, aber Eck spürt den schlagfertigen Berather wohl, — „schweig, Philippus, ruft er ärgerlich, bekümmere dich um deine Fächer und störe mich nicht.“ Bald darauf fällt er ihn öffentlich an als „den griechischen Sprachlehrer“, den „stäubigen Schulmeister, der bei seinem Leisten bleiben und sich nicht in theologische Dinge mischen sollte“; er erhält eine so fein überlegene Antwort und wird von dem bescheidenen Nichttheologen über das Verhältnis der hl. Schrift und der Kirchenväter so gründlich zurechtgewiesen, daß er vorzieht, darauf zu schweigen. Noch wuchtiger schwingt Melanchthon in den beiden Folgejahren für Luthers Sache die Vertheidigungswaffen. Gegen Ende 1520 erscheint wider diesen die Streitschrift eines Dominikaners Rhadinus, voll wüster Anklagen, von Rom aus nach Deutschland hineingeschleudert, und fordert die Reichsstände zur Unterdrückung Luthers auf. Die Schutzrede, welche Melanchthon daraufhin ebenfalls an die deutschen Stände ergehen läßt, stellt sich den kühnsten und schlagendsten Reformationsschriften Luthers ebenbürtig an die Seite. Sie vertheidigt Luthern zunächst gegen die Beschuldigung, als gehe er auf die Verachtung des christlichen Alterthums und die Vernichtung der Wissenschaften aus. Nur die Mißbräuche späterer Jahrhunderte bekämpfe er, welche der hl. Schrift und aller gesunden Vernunft zum Hohne von den Päpsten eingeführt seien. Luther halte die Wissenschaften in Ehren; nur wo die Philosophie eines Aristoteles ins Gebiet der geoffenbarten Religion eingreife und dieser widerspreche, da verwerfe er sie. Denn freilich alles, was wider das Evangelium streite, das müsse fallen, und so auch das Papstthum. Die Fürsten möchten bedenken, auf welche Weise der römische Bischof zur Oberherrschaft in Deutschland gekommen: dieselbe ruhe mit nichten auf göttlichem Recht, — nichts könne hindern, ihm das, was man ihm eingeräumt, auch wieder zu nehmen. „Gedenket doch, ruft ihnen der junge Gelehrte zu, daß Ihr Christen und Fürsten eines christlichen Volkes seid und schützet die armen Ueberbleibsel des Christenthums vor des Antichrists Tyrannei. Es täuschen Euch, die da sagen, Ihr hättet kein Recht gegenüber den Priestern.“ — Wiederum als — gerade zur Zeit des Wormser Reichstags — die älteste und berühmteste Universität der Christenheit, die Sorbonne zu Paris mit einer fanatischen Verketzerung und Verdammung Luthers hervorkommt, tritt der

eben vierundzwanzigjährige Magister „wider das wüthende Urtheil der Pariser Theologen“ in die Schranken mit einem Muth und Feuer, die an Luthers Flammenworte gemahnen. Er hält den stolzen Gelehrten entgegen, wie ihre und alle menschliche Autorität der hl. Schrift gegenüber nichts sei, weist ihnen nach, daß sie nicht einmal ihren Augustin verstehen, auf den sie sich berufen, und bekennt sich mit Begeisterung zu Luthers Sache und Person. „O wir Elenden, ruft er aus, die wir fast in vier Jahrhunderten keinen Lehrer gehabt haben in der Christenheit, der die eigentliche Weise der Buße hätte beschrieben. Etliche sind betrogen mit erdichteten Reden; etlicher Gewissen sind gestöckt und geblöckt mit Genugthuungen. Nun hat uns zuletzt Gottes Barmherzigkeit angesehen und seinem Volk das Evangelium geoffenbart und aufgerichtet sein Gewissen. So du fragst, was Nutzes Lutherus der Kirche gethan hat, das hast du hier in der Summa. Und diese Lehre Lutheri von der Buße soll mir weder aus meinem noch aus einiger Gläubigen Herzen nicht zwingen irgend eine Gewalt der Hölle, geschweige denn eine sorbonnische oder papistische.“

Der Größe solchen Zuhülfekommens entspricht auf Luthers Seite die Größe des Dankes. Es ist ergreifend und für alle, welche Luthern zulieb Melanchthon verkleinern zu müssen meinten und meinen, beschämend, wie der große Mann, vor Freude, einen solchen Mitstreiter gefunden zu haben, sich selbst und seine unvergleichliche Gabe gering achtet. Luther will abnehmen, damit Philippus zunehme; will nach seinen eignen Worten als ungeübter gemeiner Soldat nur dienen unter solch einem Feldherrn. „So hat Philippus geantwortet, äußert er über jene Schutzschrift an die deutschen Fürsten, daß es uns allen ein Wunder war, wie es denn auch wirklich ist. Wenn Christus es will, so wird jener mehr als viele Martine leisten, des Teufels und der scholastischen Theologie mächtigster Feind. Er kennt ihre Trügereien, aber auch Christi Felsen; darum wird er's mächtig können; Amen.“ Und wiederum: „Vielleicht bin ich der Vorläufer Philippi, dem ich nach Art des Elias den Weg bereiten soll im Geist und der Kraft, um in Bestürzung zu bringen Israel und Ahabs Diener.“ In ähnlicher Weise äußert er noch Jahre später, da er auf seine und Melanchthons reformatorische Wirksamkeit überhaupt zurückblickt: „Mein Geist, darum daß er unerfahren ist in feinen Künsten und unpolirt, thut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen der Worte ausspeiet. So hat er auch das Schicksal, daß er rumorisch und stürmisch ist. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten

und Teufeln muß kriegen, darum meine Bücher viel kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Meister Philipp fähret säuberlich stille daher, baut und pflanzt, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat seine Gaben reichlich."

Nur zwei Sorgen um den unschätzbaren Mitarbeiter hat er schon bald nach dessen Eintritt gefaßt: daß die Leipziger, welche den jungen Gelehrten bereits auf seiner Durchreise nach Wittenberg mit hohen Ehren zu angeln versucht, oder sonst eine Universität dem armen Wittenberg sein Kleinod wieder entführe, oder daß der seltene Mann bei seinem zarten Körper und mangelnder häuslichen Pflege dem Uebermaß seiner Arbeit erliege. In Brief um Brief war er schon im ersten Jahre in Spalatin, des Kurfürsten Hofprediger und geistlichen Rath, gedrungen, daß man Melanchthons geringen Gehalt — es waren eben hundert Gulden — verbessere, und hatte es schon 1519 dahin gebracht, daß Philippus trotz seines Sträubens als Baccalaureus auch in die theologische Fakultät gezogen und sein Gehalt verdoppelt ward. Die Sorge um seines Magisters Philippus Gesundheit beschäftigte auch den trefflichen Kurfürsten; er ermahnt ihn, dem Apostel wie in allen Stücken, so auch in dem zu folgen, was er seinem Timotheus vom Weintrinken um seines schwachen Magens willen schreibe, und er will selbst aus seinem Keller dazu helfen. Luther aber nimmt's noch gründlicher; er bedenkt den Mangel rechter Häuslichkeit und liebevoller weiblichen Pflege, und sucht dem jungen, mäßig aber nachlässig lebenden Freunde, damit er in seiner Gelehrsamkeit nicht völlig auf- und untergehe, eine passende Braut. Melanchthon sträubt sich zwar anfangs, fürchtet von seinen wissenschaftlichen Aufgaben abgezogen zu werden, nimmt aber guten Rath an, und als er erst die für ihn auserlesene Katharina Krapp, des Bürgermeisters Tochter, kennen lernt, geht ihm denn doch das Herz auf. Im Sommer 1520 hält er Verspruch, im Spätherbst desselben Jahres die Hochzeit, und bleibt seinem damals selbst noch unhäuslich im öden Augustinerkloster hausenden Freunde zeitlebens dankbar für eine Gattin, „wie er sich keine bessere vom Himmel habe wünschen können".

An seinem Studieneifer nimmt ihm die eingegangene Ehe nichts. Zeitig zur Ruhe gehend, sitzt er nach wie vor bereits um zwei Uhr früh am Studiertisch, um die Zeit auszukaufen, die er in seiner Gutmüthigkeit unter Tage vor allzuvielem An-

lauf nicht zu retten vermag. Auch bei Tische bleibt er seiner Mäßigkeit getreu, wiewohl Frau Katharina aus eigner Sorgfalt wie auf Luthers Ermahnen ihr Möglichstes thut, um ihn herauszufüttern. Dagegen finden sich an seinem Tische von nun an halbwüchsige Kostgänger ein, die er aus Freundlichkeit annimmt und denen er auch noch Privatunterricht gibt. Bei alledem hat diese glückliche und musterhafte siebenunddreißigjährige Ehe nicht nur in späteren, immer kummervolleren Tagen seinem Gemüthe die beste irdische Zuflucht geboten, sondern auch von Anbeginn die zarten sittlichen Züge seines Charakters so schön hervorgehoben, daß wir uns zwiefach freuen dürfen, auch diesen zweiten Reformator wie hernach den ersten nicht in selbstgemachter Heiligkeit, sondern in Gottes heiliger Ordnung leben zu sehen. Die beiden Ehegatten waren eins in der herzlichen Liebe zu Gott und zu einander, — auch eines Sinnes in der rechten Geringachtung der irdischen Dinge, in der Freigebigkeit, vermöge deren das — namentlich durch Ehrengeschenke zuströmende — irdische Gut ihnen immer wieder unter den Händen zerfloß. „Mag das weibliche Geschlecht seine Schwachheiten haben, schreibt er aus seiner jungen Ehe heraus, auch die Männer haben die ihrigen. Wir wollen es schützen, ehren und verbessern, und wenn wir mehr Stärke und Kraft besitzen, den Beweis hievon dadurch geben, daß wir sie fördern, nicht sie hintansetzen.“ Ein besonderer Liebeszug zu Kindern, der ihm immer innegewohnt, findet nun seine schönste Erfüllung, da ihm seine Frau nach und nach vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter schenkt. Ein französischer Gelehrter, der ihn in Wittenberg aufsucht, findet ihn mit einem Buch in der Hand die Wiege schaukelnd und erhält eine schöne Auseinandersetzung der Zusammengehörigkeit solcher Pflichten. Es tröstet ihn mächtig, daß einst, da er vertieft in die Verhängnisse der Kirche in Thränen dasitzt, seine kleine Anna gehüpft kommt und ihm mit der Schürze die Augen trocknet, oder daß er in Torgau, aus schwerer Rathsversammlung aufstehend und ins Nebenzimmer eintretend, die Pfarrfrau findet, wie sie, ein Kind an der Brust, das andere unterweist und zugleich ihrem Manne das tägliche Brod bereitet; — er denkt, den Gebeten solcher Frauen und Kinder wird Gott das Heil seiner Kirche nicht versagen. So hat er überhaupt bei seiner ausgeprägten Gelehrtennatur für jede würdige Seite des menschlichen Lebens einen feinen, offenen Sinn, und überall geht weihend durch seine Geistesgröße ein kindlicher Zug. Bei Tisch oder beim Spaziergang liebt er Scherz und Witz, nur daß er nicht die leiseste Unwahrheit oder

Unreinheit dabei duldet. Gerne plaudert er mit dem jungen Volk und erzählt ihm sinnige fruchtbringende Geschichten. Ueppigen Gastmählern abhold, liebt er doch einfache edle Geselligkeit und pflegt sie mit seiner akademischen Jugend, wo denn Vorträge in gebundener oder ungebundener Rede die geistige Würze bilden müssen, oder mit dem Wittenberger Freundeskreise, mit einem Spalatin, Jonas, Bugenhagen, Cruciger, vor allem mit Luther. —

So war in Wittenberg eine schöne Friedensinsel vorhanden, mitten im wallenden Meere der Zeit. Aber nun steigen die Fluten, von Luthers Worten und Thaten erregt, und Stürme entfesseln sich, welche den kaum begründeten Neubau der Kirche zu überfluten und zu verschlingen drohen. Es ist ein angstvolles und doch erhebendes Schauspiel, inmitten dieser Sturmfluten die beiden für Einen Mann stehen und in Einer Gefährdung um die andere die evangelischen Grundlagen wahren zu sehen.

Während Luther, in Worms geächtet, auf der Wartburg verborgen sitzt, bricht die Sturm- und Drangperiode der Reformation an; die schwellende Bewegung der Geister unternimmt den ungeheuren Schritt aus dem Reiche des bloßen Gedankens aufs Gebiet der That. Melanchthon hatte seines Freundes und „Vaters" Martinus Vorlesungen und die Sorge fürs Universitätswesen zu seiner eignen Arbeit gern hinzugenommen, aber damit war's in jenen Tagen nicht gethan. Die Augustiner in Wittenberg thun den Klosterzwang ab, stellen die Privatmessen ein, reichen der Gemeinde das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Friedrich dem Weisen mißfällt die eigenmächtige Neuerung, Melanchthon nimmt sie als echt evangelisch in Schutz. Aber bald fluten wildere Wasser heran; aus der ungeheuren seit Jahrhunderten vorbereiteten Gährung der Geister taucht ein Luthern weit überbietendes, radikales Reformationsprogramm auf. Anstatt der seitherigen sinnlichen und knechtenden Weltkirche ein pures freies Reich des Geistes. Daher keine Kindertaufe mehr, sondern allein die mündige Gemeinde der Heiligen; kein Gottesdienst der äußerlichen Gebärden, sondern pure Anbetung im Geiste; ja kein äußerliches Wort der Schrift mehr, — das innere Wort des fortoffenbarenden Geistes, der auch keine Studien, keine wissenschaftliche Vermittelung braucht, stehe jedenfalls darüber. Daher endlich der Anspruch, nicht nur die kirchlichen, sondern auch die bürgerlichen Verhältnisse umzukehren und die Welt nach dem vermeintlichen Gesetze des Geistes neu zu gestalten.

Eine eigenmächtige, schwarmgeistische Vorausnahme des „tausendjährigen Reiches“, auf der Verwechslung des Geistes Gottes mit der Herren eignem Geiste beruhend und daher nur das äußerste Zerrbild des vom Himmel herabgeträumten Ideals, die greuelhafte Fleischesentfesselung anstatt der freien Geistesherrschaft erzeugend. Die ersten Ansätze zu dieser Schwarmgeisterei werden eben jetzt von „Propheten“ aus Zwickau nach Wittenberg gebracht und finden hier reichlichen Zündstoff. Sogar ein Professor der Theologie, der unruhige Karlstadt, wird mitgerissen und beginnt gegenüber der neuen Geistesoffenbarung durch Schuster und Schneider die Wissenschaft für nichts zu achten, daher die Schulen und selbst die Hochschule aufzulösen; fanatische Haufen stürzen in die Kirchen, um den „Greuel“ der Messe abzuthun und die „Götzenbilder“ zu zerschlagen; das im Geiste Begonnene will sich im Fleische vollenden. Melanchthon, der anfangs, über die Prophetenstimmen betroffen, gegen den Kurfürsten meint: Geister seien in jenen Leuten, aber was für welche, könne nur Martinus urtheilen, — der dann sich um Schriftbeweise für die Kindertaufe vergeblich absorgt, lernt zwar die Geister je länger je mehr erkennen, aber zu bannen vermag er sie nicht. Auf seinen Nothruf nach dem fernen „Elias“ der Reformation kehrt Luther, des Kurfürsten besorgten Widerspruch heldenmüthig mißachtend, plötzlich aus seinem „Patmos“ zurück, wirft sich dem fanatischen Aufruhr entgegen und führt in jenen Predigten, von denen ein Mitverirrter bezeugte, sie hätten nicht wie eines Menschen, sondern wie eines Engels Stimme getönt, die entzügelten Geister unter die Zucht des Gottesgeistes zurück. Zwar gibt der in Wittenberg überwundene Feind seine Sache noch mit nichten verloren; an allen Ecken und Enden Deutschlands zuckt das wilde Feuer der Wiedertäuferei auf, und sie weiß noch im folgenden Jahrzehnt ihr wahnwitziges Ideal in Münster vorübergehend zu verwirklichen. Aber die Entscheidungsschlacht ist dennoch geschlagen.

Man begreift, daß die erlebten wilden und fanatischen Erscheinungen auf ein Gemüth wie Melanchthons eine einschüchternde Nachwirkung übten. Jetzt, wo er Luther wieder am Ruder sieht, will er sich von den kirchlichen und theologischen Angelegenheiten auf sein ursprüngliches Gebiet, das der humanistischen Studien, zurückziehen. Es ist einerseits das Gefühl, daß er nicht dazu berufen sei, in stürmisches öffentliche Leben handelnd einzugreifen, zugleich aber der lebhafte Eindruck, in welcher Gefahr jede mächtige religiöse Erregung stehe, wenn sie nicht von einer ernsten und gründlichen Bildung begleitet werde.

Es sind bis heute beherzigenswerthe Worte, die er damals hierüber äußert: „Ich sehe, daß die schönen Wissenschaften, die nicht weniger in unserm Jahrhundert als in den sophistischen Zeiten vernachlässigt werden, vieler und beharrlicher Lehre bedürfen; wenn sie nicht recht erlernt werden, was für Theologen werden wir erziehen? Die Zungen sollte man denen ausschneiden, welche auf den Kanzeln hie und da die unerfahrene Jugend von diesen Studien abmahnen, denn wir sehen ja, wie bei eingedrungener Barbarei die Religion einst gefährdet war, und ich fürchte sehr, es möchte wieder ebendahin kommen, wenn wir nicht mit Händen und Füßen die edle Gabe Gottes, die Wissenschaft, vertheidigen." Aber so einverstanden Luther hierin mit ihm war, so war er doch mit Recht der Meinung, daß ebendarum wissenschaftliche Theologie vor allem noththue; Grammatiker gebe es genug, aber zu wenige rechte Theologen. Er wandte sich demgemäß an den Kurfürsten mit der Bitte, den Magister Philippus vielmehr der „gräkischen Lection" zu entheben und auf biblische Vorlesungen anzuweisen, die er besser halte als er, Luther, selbst. Der Kurfürst bewährte seine Weisheit auch diesmal, indem er Melanchthon auftrug, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen, und Luther war, nachdem er seinen Freund vor Ueberbürdung sichergestellt, auch damit wohlzufrieden. Melanchthon als Schriftausleger entbehren konnte er allerdings jetzt weniger als je, nicht nur um der Vorlesungen willen, sondern auch bei der angefangenen Bibelübersetzung, die er von der Wartburg mitgebracht und in der auf die Dauer das beste Gegenmittel gegen den Papstaberglauben wie gegen die Schwarmgeisterei lag. Die geniale Verdeutschung der heiligen Schriften ist ja Luthers eigenstes Werk, aber ohne Melanchthons Hülfe hätte er dasselbe doch nicht in dieser Gründlichkeit durchführen können. Treffend stellt eine bekannte Zeichnung die gemeinsame Arbeit an dem großen Werke dar: Luther die Feder in der Hand und in seiner Weise schon bereit, die vorliegende Schwierigkeit mit genialem Wurf zu lösen, aber doch innehaltend und hinschauend auf Melanchthon, der mit der Ruhe des Forschers in einem Folianten nachschlägt, während die zwei anderen Mitarbeiter an jener beider Augen hangend von ihnen die Entscheidung erwarten. Nicht nur hatte Luther erst durch Philippus die biblischen Grundsprachen recht gelernt: dieser war ihm auch an exegetischer Gelehrsamkeit überlegen und hat die ganze Arbeit mit ihm durchgeprüft, um ihr die möglichste auch wissenschaftliche Vollendung zu geben. Ganz von Melanchthon übersetzt sollen in unserer deutschen Bibel die zwei Bücher von den

Maccabäern sein, und eine gleichzeitig mit der deutschen in Wittenberg erscheinende lateinische Bibelübersetzung wird gleichfalls auf ihn zurückgeführt.

Eine zweite und stärkere Sturmflut erging über die Reformation in den Jahren 1524 und 25, die Wittenberger nicht so persönlich umbrandend, aber für ihr Werk nicht minder schicksalsvoll, — der Bauernkrieg. Er war nicht von der reformatorischen Bewegung erzeugt; er entsprang den schweren Härten und Ungerechtigkeiten, unter denen die Bauern in ihrer Leibeigenschaft seufzten und die schon mehr als einen Bauernaufstand hervorgerufen hatten; aber der Funke der religiösen Bewegung war in den socialpolitischen Zündstoff gefallen. Die Bauern bezogen die frohe Botschaft von der christlichen Freiheit auch auf ihre socialen Verhältnisse, sie fanden mit dem Stande eines durch Christi Blut Freigekauften ihren leibeigenen Knechtesstand unverträglich. Wie Luther, wurde auch Melanchthon in die furchtbare Verwickelung hineingezogen; die Bauern seiner pfälzischen Heimath schlugen ihn ihrem Kurfürsten, der billig und friedlich mit ihnen handeln wollte, als Schiedsmann über ihre zwölf Artikel vor, und der wohlwollende Fürst bat sich sein Gutachten aus, das freilich, da die Bauern inzwischen zu Gewalt und Mord schritten, auf alle Fälle zu spät kam. Es ist wohl milder als Luthers letzter leidenschaftlicher Rath, den auch der fromme Friedrich der Weise nicht gebilligt hat; es räth zur Güte und Gerechtigkeit und zur Nachsicht mit den Unwissenden und Verführten; aber grundsätzlich unterscheidet es sich von Luthers Stellung zur Sache nicht. Wenn auch alle Artikel der Bauern an sich recht wären, urtheilt Melanchthon, so dürften sie doch nicht geltend gemacht werden mit Gewalt und Empörung; aber es sei auch eine ganz falsche Folgerung, um der inneren Freiheit willen, die uns Christus gebracht, die Leibeigenschaft ablehnen zu wollen. Man mag es bedauern, daß der stubengelehrte Mann, der die in Rede stehenden Nothstände nicht aus eigener Anschauung kannte, sein Ansehen nicht zu schärferer Verurtheilung derselben gebraucht hat: die grundsätzliche Stellung, die er einnimmt, ist dennoch untadlig. Es ist die Stellung, die ganz ebenso der Apostel Paulus zur Sklaverei einnimmt: mag es in der Consequenz des Evangeliums noch so sehr liegen, auf dem Wege fortschreitender Versittlichung der Gesellschaft die Sklaverei im Bewußtsein und darum in der Rechtsordnung derselben zu ächten, — die Freiheit in Gott und die Freiheit in der Gesellschaft bleibt zweierlei, und wer sie nicht unterschiede, der verwechselte Erlösung und Aufruhr. Das war Melanchthons größte Sorge

in jenen angstvollen Tagen, daß „der Satan damit umgehe, die Religion, die gesetzliche Ordnung, alles Gute durch Bürgerkrieg zu zerstören“, und dies verhindert zu haben durch die Ablehnung jeden Bündnisses von Reformation und Revolution, bleibt sein und Luthers unvergängliches Lob. Gewiß, der traurige Ausgang des Bauernkrieges hat Deutschland und der Reformation eine schwere Wunde geschlagen, aber das Gegentheil, der Sieg des Bauernaufruhrs hätte beide unter Trümmern begraben. — Mitten in die Schreckenstage des Bauernkrieges fiel bekanntlich Luthers Eheschließung mit Katharine von Bora, ein plötzlicher Entschluß, für Melanchthon ganz überraschend. Er erschrak, er erwog, was für ein Aergerniß diese Ehe des seitherigen Mönches mit der gewesenen Nonne weit und breit erregen werde, und fürchtete für die gute Sache. Er meinte im ersten Augenblick, diesmal habe auch den großen Mann eine menschliche Schwäche angewandelt, er habe eben in der unruhvollen Zeit sich nach einer häuslichen Behaglichkeit gesehnt. Ein Brief, den er in diesem Sinne an seinen vertrauten Camerarius schrieb, ist bald ihm, bald Luthern zur Unehre gedeutet worden, — beides mit Unrecht. Luthern anlangend, so bezeugt selbst dieser Brief, daß bei seiner Eheschließung nichts vorgegangen sei, „was der Vertheidigung bedürfte“, und was Melanchthon angeht, — kann man es ihm zum Vorwurf machen, daß er nicht auch hier sich sogleich in Luthers großartiges Wesen zu finden gewußt hat, in jenen Charakter, dem diese Hinwegsetzung über die nichtigen Klostergelübde vor allem eine evangelische That in den Stürmen der Zeit war? Aber Melanchthon ahnt schon in jenem Briefe etwas derart, indem er hinzufügt: „Es ist ohne Zweifel etwas Verborgenes, Göttliches in der Sache, worüber es uns nicht geziemt, neugierig zu grübeln.“ Und bald ist er mit Luthers Hausstand mehr als ausgesöhnt; er nimmt als Hausfreund an der frommen Freude desselben vollen Antheil, und nach Luthers Tode hat er dessen Witwe und Kinder wie eigene Angehörige geschützt und versorgt.

Gleichzeitig mit dem Bauernaufruhr überkam die Reformation eine andere Gefährdung, von ganz entgegengesetzter Art, aber nicht minder bedenklich, die Gefahr eines Bruches mit der Bildungsaristokratie der Zeit. Erasmus, das allerseits gefeierte Haupt des Humanismus, die erste Gelehrtenautorität des Jahrhunderts, hatte sich entschlossen, zu leisten, wozu den Klopffechtern des Papstthums die Kraft gebrach, und Luthern wirksam anzugreifen. Auch er war für eine Reform der Lehre und Kirche, aber für eine vornehme und mäßige, die schließlich auch den Bischöfen

und Päpsten gefallen könnte; Luthers Vorgehen war ihm zu plebejisch und zu radikal. Mit scharfem Auge sucht er sich an Luthers Lehre einen wirklich schwachen Punkt aus, die Behauptung einer absoluten Prädestination. Nach dem Vorbilde des großen Kirchenvaters Augustinus hatte Luther die Lehre von dem völligen Unvermögen des natürlichen Menschen zum wahrhaft Guten und von der völligen Verdienstlosigkeit auch des Christen Gotte gegenüber überspannt zu der Leugnung des freien Willens überhaupt und zu der Behauptung einer unwiderstehlich wirkenden Gnade. Hier setzte Erasmus mit seiner polemischen Schrift „vom freien Willen“ (1524) ein: Luther antwortete 1525 in einer scharfen, aber große theologische Schwächen zeigenden Schrift „vom unfreien Willen“, und Erasmus replicirte dann nochmals in zwei Schutzschriften für seine These. Melanchthon wurde durch diesen Aufsehen erregenden Streit auf die peinlichste Probe gestellt. Auch ihn hatte Luthers religiöses Pathos in jene augustinische Ansicht hineingezogen, welche doch seiner innersten Geistesrichtung, für welche die sittliche Verantwortung des Menschen unveräußerlich war, widerstrebte; nun konnte er sich dem Eindruck eines gewissen Wahrheitsgehaltes der Erasmischen Einwände nicht entziehen. Dazu war er vermöge seines ganzen Bildungsganges durch starke Bande der Verehrung mit Erasmus verknüpft und hatte sich bei Luther vergeblich um eine sanfte, friedsame Antwort an denselben bemüht. Andererseits hing an seiner Treue gegen Luther in diesem Augenblick kaum weniger als alles. Unter dem Eindruck der Schwarmgeisterei und Wiedertäuferei, des Bauernkrieges mit seinen Greueln und Schrecken, Zeiterscheinungen, deren Schuld die Gegner eifrigst auf Luther wälzten, konnte der Bruch zwischen Erasmus und Luther das ganze gebildete Deutschland an diesem irre machen, wenn Melanchthon, das den Erasmus fast schon verdunkelnde humanistische Gestirn, nicht unentwegt an ihm festhielt. Nicht ohne Seufzen, aber ohne Schwanken hat sich Melanchthon in dieser großen Probe bewährt. Schweigend schluckt er die Vorwürfe des Erasmus hinunter, der ihn an jener beleidigenden Schärfe Luthers für mitschuldig und daher in seiner sonstigen Freundlichkeit und Ehrerbietung gegen ihn selber für zweideutig hält; ja schon vor dem Ausbruch des Streites, im Frühling 1524 hatte Melanchthon bei einer Reise nach Süddeutschland es vermieden, den Erasmus, wie dieser erwartet, zu besuchen. — Wie bedeutend, aber auch wie versuchlich seine Stellung schon damals war, zeigt eben diese Reisegeschichte. Der abgearbeitete und abgesorgte Mann, der damals namentlich an Schlaflosigkeit litt,

bedurfte dringend einer Ausspannung und konnte sich doch vor Gewissenhaftigkeit nicht entschließen. Da war es Luther mit seinem liebevollen und vertrauenden Gemüth, der alle seine Bedenken niederschlug: „Reise du, lieber Bruder Philipp, in Gottes Namen; hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist auch oft unterwegs gewesen und hat seine Verwandten und Freunde besucht. Was ich aber von dir verlange: komme bald wieder zu uns. Ich will dich Tag und Nacht in mein Gebet einschließen. Und damit gehst du.“ Die Reise ging in die Pfälzer Heimath; als Melanchthon die Thurmspitze von Bretten erblickte, stieg er vom Pferde, fiel auf die Kniee und sprach: o Heimatherde, — ich danke dir, Herr, daß du mich sie wiedersehen lässest! Kaum ward bekannt, daß er daheim sei, so erschienen Abgeordnete der philosophischen Fakultät von Heidelberg, um die einstige Versagung der Magisterwürde an dem inzwischen berühmt gewordenen Landsmann wieder gut zu machen und ihm einen Ehrenbecher zu überreichen. Es hätte ihn nur ein Wort gekostet, und er hätte an der Heimathsuniversität eine nicht minder ehrenvolle und weit friedreichere Stellung einnehmen können, als in Wittenberg; aber er denkt nicht daran. Da schickt ihm der päpstliche Legat Campeggio seinen Secretär von Stuttgart herüber, mit glänzenden Anerbietungen, untermischt mit Drohungen, um ihn von Luther abzuziehen: er antwortete demselben, daß weder Rücksichten auf Menschen noch Gunstbezeugungen ihn bewogen, das zu glauben, was er als Wahrheit erkannt; er werde sich nie von denen scheiden, welche dieselbe Wahrheit bekennten, sondern fortfahren, die neue Lehre mit Eifer und ohne Leidenschaft zu vertheidigen. Dem Legaten aber sandte er eine Vertheidigung Luthers, welche auf die Nothwendigkeit einer ernsten Reform im Fundament der Kirche begründet war; Luther streite nicht um äußerliche Dinge, um Abschaffung von Ceremonien, sondern um etwas Größeres, um den Unterschied der Gerechtigkeit bei Menschen und bei Gott. — Auf der Heimreise endlich reitet ein vornehmer junger Herr mit reisigem Gefolge an die Gesellschaft heran und fragt nach Melanchthon. Es ist der Landgraf Philipp von Hessen, der damals noch für einen Feind der Reformation galt, aber von Luthers Auftreten in Worms lebhaft ergriffen war. Auch er gewänne den berühmten Magister gerne für sein Land und läßt ihn nicht los, bis er ihm eine Denkschrift über die schwebenden kirchlichen Fragen zugesagt hat. Er erhält dieselbe und wird durch sie vollends für die Reformation gewonnen, aber ihr Verfasser bleibt Wittenberg und Luthern getreu.

Bald tritt dieser herzhafte Fürst neben Johann dem Beständigen, der in Kursachsen Friedrich dem Weisen nachfolgt, an die Spitze der evangelischen Angelegenheiten im Reiche, aber die politischen Gefahren und Sorgen hören darum für die Reformatoren nicht auf. Durch die Niederlage der bäuerlichen Bewegung, wie der ihr vorangegangenen ritterschaftlichen unter Sickingens Führung, ist die Religionssache vollends in die Hände der geordneten Reichsgewalten zurückgelangt. Aber die Reichsverfassung mit ihrer tiefen mittelalterlichen Vermischung von Staat und Kirche hat für Gewissensfreiheit, für die Reformkirchenbildung eines Theils der Nation keinen rechtlichen Raum. Und während die Volksstimmung mehr und mehr der neuen Lehre zuneigt, stehen die Reichsstände, weltliche wie geistliche, in weit überwiegender Mehrheit auf seiten des alten wenn auch etwa nothdürftig zu bessernden Kirchenwesens; vor allem ist der mächtige Kaiser zwar Politiker genug, um je nach Umständen durch lutherische Landsknechte das päpstliche Rom erstürmen und ausplündern zu lassen, aber auch Papist genug, um, sobald er die Hände anderweitig frei hat, die Evangelischen mit Waffengewalt dem römischen Stuhle wieder unterwerfen zu wollen. Nur die augenblickliche kritische Lage verschafft denselben im Speyerer Reichstagsabschied von 1526 eine ganz unbestimmte und allezeit widerrufliche Gestattung kirchlicher Reformen, und schon drei Jahre später wird ihnen dieselbe wieder so verschränkt, daß sie sich zu dem berühmten Speyerer Protest genöthigt sehen, einem Minderheitsprotest für Gewissensfreiheit, der doch von der Mehrheit nicht anerkannt wird, und selbst wenn man ihn anerkannt hätte, nur den reichsständischen Obrigkeiten, nicht dem deutschen Volke als solchem zu gute gekommen wäre. Unter solchen Umständen kann auch der Muth und gute Wille des sächsischen Kurfürsten und des hessischen Landgrafen die Reformatoren nicht trösten. Sie hoffen und dringen auf ein freies christliches Concil, das auf deutschem Boden gehalten würde, und in seinem guten Zutrauen zu jedem Menschen, der sich ihm nicht geradezu als Feind der Wahrheit bewiesen, geht Melanchthon bald den leichtfertig liberalen Erzbischof Albrecht von Mainz, bald den ganz in politische Anliegen verstrickten König Ferdinand, des Kaisers Bruder, um die Herbeiführung einer solchen deutschen Synode an. Andererseits hat er auch mit den evangelischen Fürsten seine liebe Noth, trotz alles Wohlmeinens derselben. Mit sehr gemischten Gefühlen sieht er die Kirchenangelegenheiten in ihre Hände übergehen, und insonderheit geht ihm der Landgraf,

trotzdem derselbe auf Luthers Rath den allzu idealistischen Homberger Reformentwurf beiseite gelegt hat, noch immer viel zu kühn vor, zu kühn auch, um nicht des Kaisers Zorn zu erregen. Und wenn nun wiederum der Kurfürst und der Landgraf zur Abwehr einer etwa vom Kaiser geplanten Vergewaltigung ein evangelisches Schutz- und Trutzbündniß vorhaben, so schrecken Luther und Melanchthon zurück vor dem Gedanken, das reine Evangelium mit weltlichen Waffen geschützt zu sehen, und fordern denselben Christengehorsam gegen die Obrigkeit, den sie den leibeigenen Bauern vor ihren Feudalherren zur Pflicht gemacht, dem Kaiser gegenüber von ihren Fürsten wie von sich selbst. Gewiß haben sich Luther und Melanchthon in dieser schweren, von den Fürsten ihnen wiederholt vorgelegten Frage nicht als Staatsmänner erwiesen; sie haben die Grenzen der kaiserlichen Gewalt weder den Reichsständen noch dem Volksgewissen gegenüber gehörig erwogen, auch gegenüber der Gehorsamspflicht gegen den Kaiser die Schutzpflicht ihrer Fürsten gegen ihre eigenen Unterthanen und deren Gewissensfreiheit nicht genug in die Wagschale gelegt; nur zögernd haben sie ein Recht der Nothwehr gegen ungerechten Angriff den Fürsten zugestanden, ohne es für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Aber um so großartiger tritt die Reinheit ihres Christenthums und christlichen Heldenmuthes hervor. Sie denken nicht daran, die Predigt des reinen Evangeliums aufzugeben, weil der Kaiser dieselbe verböte; aber sie wollen in derselben nicht mit weltlichen Waffen geschützt sein, Gott allein soll ihre feste Burg, ihre Wehr und Waffe sein, um seinetwillen sind sie bereit, alles zu leiden und, wie Melanchthon das wiederholt ausspricht, jederzeit in die Verbannung, ja in den Tod zu gehen. — Im Zusammenhange dieser Denkart erscheint selbst eine Haltung, wie Luther und Melanchthon sie gegen Zwingli und Oecolampad auf dem Marburger Gespräch von 1529 beobachten, wenn auch dogmatisch eng und befangen, doch sittlich hoch achtungswerth. Der Landgraf von Hessen wünscht in der politisch bedrohten Lage, in welcher sich die evangelische Sache ebendamals befindet, einen kirchenpolitischen Zusammenschluß mit den Oberländern und Schweizern, die in der Abendmahlslehre von Luther abweichen, und er hat nach unseren heutigen Begriffen ganz Recht, daß ein solcher untergeordnete Lehrunterschied die brüderliche Gemeinschaft in der gemeinsamen Noth nicht hindern dürfe. Aber das Gewissen der Reformatoren ist in dieser Sache gebunden; ihnen ist die Abendmahlsdifferenz so groß und schwer, daß es für sie ein durch den Zweck die Mittel

heiligen lassen hieße, wenn sie um eines politischen Vortheils willen einen Lehrpunkt vergleichgültigten, an dem ihnen das reine Evangelium hängt. Ohne Zweifel haben sie in Letzterem geirrt; aber wie sittlich hoch steht dies ihr Irren über der Gewissenlosigkeit, mit der das Papstthum ihnen gegenüber fortwährend politische Gewaltmittel für kirchliche Zwecke aufbietet und religiöse Motive politischen Anschlägen dienstbar macht! —

Inmitten dieser politisch ganz unsicheren und machtlosen Lage gewinnt die Reformation gleichwohl immer festere und ausgeprägtere Gestalt, und zwar wesentlich durch Melanchthons Verdienst. Denn die grundlegenden großen Gedanken und Antriebe sind wesentlich von Luther ausgegangen, die aufbauenden Thaten vorzugsweise von Melanchthon. Hauptsächlich ist es ein Dreifaches, was die werdende evangelische Kirche ihm verdankt: er ist der Schöpfer ihrer wissenschaftlichen Theologie, ihrer grundlegenden Kirchenordnung, und ihrer wichtigsten Bekenntnißschrift.

Der erstere wird er schon vom Jahre 1521 an, fast ohne es zu wollen. Behufs Auslegung des Römerbriefs, dieser vorzüglichsten Lehrurkunde der Reformation, stellt er sich die Lehrgedanken des Apostels in Hauptstücken („loci“) erläuternd zusammen, um sie so seinen Zuhörern zu dictiren, und so entsteht ihm wie von selbst ein einfacher Abriß biblischer Glaubenslehre, die erste specifisch evangelische Dogmatik. Sie war neu und eigenthümlich genug. Während in den künstlichen Lehrgebäuden des Mittelalters eine täuschende Philosophie zugleich die tiefsten Geheimnisse der Gottheit zu zergliedern und die stärksten Mißbräuche und Erfindungen der Kirche zu beschönigen suchte und mit beidem den nach Heilswahrheit Hungernden nur Steine statt Brod gab, trat hier dem Suchenden die Heilswahrheit in ursprünglicher Kraft und biblischer Einfalt entgegen. Diese Loci Melanchthons enthielten in ihrer Erstlingsgestalt nichts von den drei Personen der Gottheit und von den zwei Naturen in Christo, wiewohl der Verfasser weit davon entfernt war, diese speculativen Dogmen zu beanstanden: sie begnügten sich, die Hauptpunkte des praktischen Christenthums, die Lehren von Sünde und Gnade, Glaube und Werken aus der neutestamentlichen, paulinischen Schrift herauszustellen und in der einfachen Weise der humanistischen Wissenschaft auseinanderzusetzen. Die Wirkung des fast absichtslos entstandenen Buches war eine ungeahnte, ungemeine. Tausende von Gebildeten, welche von der herrschenden Kirchenlehre unbefriedigt

und von ihrer verkünstelten scholastischen Form abgestoßen, bisher vergeblich nach einem festen und klaren Neuen gesucht hatten, fanden hier, wonach ihr Herz sich gesehnt. Luthers Freude daran kannte keine Grenzen: „es ist ein unbesiegtes kleines Buch, rief er aus, nicht nur der Unsterblichkeit werth, sondern würdig, in den kirchlichen Kanon aufgenommen zu werden; leset alle Kirchenväter und Scholastiker — sie sind nichts dagegen.“ In den nächsten Jahren allein erlebte das Buch fünfundzwanzig Auflagen, fünfzehn lateinische und zehn deutsche, bei Lebzeiten des Verfassers überhaupt gegen hundert; auch nach Rom drang es in italienischer Uebersetzung ein und ward eifrig gelesen, bis die Inquisition dahinter kam. Melanchthon war unermüdlich, es nach Maßgabe seiner fortschreitenden theologischen Erkenntniß zu erweitern und zu verbessern; besonders bedeutsam ist hiedurch die Ausgabe von 1535 geworden. In dieser sind denn auch die vorher übergangenen Artikel von der göttlichen Dreieinigkeit und von der Einigung des göttlichen und menschlichen Wesens in Christo aufgenommen, da inzwischen manche Streitigkeiten über sie aufgetaucht waren, die Evangelischen aber im ersten Artikel der Augsburger Confession sich feierlich zu ihnen bekannt hatten. Nicht als wäre Melanchthon jetzt auf eine theologische Revision und Neufassung dieser speculativen Dogmen eingegangen: ganz von den Herzens- und Gewissensfragen des Christenthums hingenommen und mit der Klarstellung der evangelischen Antwort auf dieselben, mit der Widerlegung der betreffenden papistischen Irrlehren beschäftigt, empfand er so wenig wie seine Mitarbeiter einen Antrieb hiezu, sondern begnügte sich, jene außerhalb des großen Streites liegenden Lehren in derjenigen Gestalt, welche die alte Kirche ihnen auf ihren Concilien gegeben hatte, einfach herüberzunehmen. Daß diese Formulirung des vierten und fünften Jahrhunderts keine für alle Zeiten unverbesserliche sei, hat er gleichwohl geahnt. Als die Angriffe des Spaniers Servet auf die herkömmliche Trinitätslehre erfolgten, schreibt er an Camerarius: „Was die Trinität angeht, so weißt du, daß ich immer befürchtet habe, solche Erscheinungen würden einmal eintreten. Guter Gott, welche Tragödien wird bei unseren Nachkommen die Frage erregen, ob der Logos und der heilige Geist Hypostasen sind oder nicht.“ Auch die Schwierigkeit, bei der altkirchlichen Lehre von zwei Naturen in Christo die Einheit der Person festzuhalten, hat er — der Frage gegenüber, ob denn nur die menschliche Natur in Christo, als die allein sterben konnte, die Erlösung vollbracht habe — wohl gefühlt, aber er hat sich damit begnügt, die Einheit

der geschichtlichen Person zu betonen, ohne Versuch das christologische Problem theologisch zu lösen. „Christum erkennen," sagt er, „das heißt seine Wohlthaten erkennen, nicht wie die Sophisten pflegen, über seine Naturen disputiren," und dies große Wort zeigt, daß das Motiv, welches ihn von Anbeginn die speculativen Dogmen gegen die praktisch-religiösen zurückstellen ließ, ihm niemals fremd geworden ist. Er hat damit, soviel an ihm war, der evangelischen Theologie, deren Bahn er eröffnete, den Fingerzeig mitgegeben, nicht an der Hand kirchlicher Satzungen über transscendente Dinge vom Himmel herunter göttliche Geheimnisse construiren zu wollen, sondern vom Heilsbedürfniß des Herzens und Gewissens aus an der Hand der Schrift bescheiden zu ihnen aufzustreben.

Weniger als dieses theologischen Bahnbrechens versieht man sich seitens des großen Gelehrten, der nicht einmal ordinirter Geistlicher ist, einer Begründung des evangelischen Kirchenwesens, wie sie an Stelle des zusammengebrochenen papistischen in den evangelischen Gebieten noth that. Und doch ist nicht Luther, sondern Melanchthon der Begründer der evangelischen Kirchenordnung geworden. Luther, bei aller seiner volksthümlichen Größe, war kein Organisator, aber in dem zaghaften Genossen seines Werkes erkannte er diese Gabe und zog sie hervor. Es war im Jahr 1526, daß der Speyerer Reichstagsabschied und der in Sachsen eingetretene Regentenwechsel zu einer Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse freie Hand gaben, und eine solche that, bei den Zuständen der Auflösung, die namentlich auf dem Lande walteten, aufs dringendste noth. Die alte Zucht und Ordnung war unaufhaltsam hingesunken und eine neue nicht an die Stelle getreten. Die Bauern verstanden die evangelische Freiheit vor allem vom Fleischessen am Freitag, wohl auch vom Heirathen in verbotenen Verwandtschaftsgraden und dann wieder Auseinanderlaufen. Nicht der alte Aberglaube, aber der Zauber des Priesterthums war gebrochen, man gab den Pfarrern ihre Gebühr nicht, setzte sich über die Feiertage weg; die größten Frechheiten kamen in den Kirchen vor. Die Pfarrer aber, größtenteils aus dem Papstthum überkommen, waren meist unfähig, den entschwundenen Nimbus durch geistige und sittliche Ueberlegenheit zu ersetzen. Viele waren ganz unwissend, lebten nach wie vor mit Concubinen, hielten auch wohl evangelischen und papistischen Gottesdienst nebeneinander, jenachdem Mutter- und Filialgemeinde es wünschte. Aber auch die, welche es mit der Reformation ernster meinten, verstanden dieselbe vielfach schlecht: sie meinten viel zu thun, wenn sie aufs

Papstthum schimpften, predigten einen Glauben ohne Buße, eine Rechtfertigung, welche den Menschen die guten Werke sparen sollte, oder zweifelten, von der Schwarmgeisterei angesteckt, an der Christenpflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Da eine bischöfliche Gewalt in Kursachsen nicht mehr bestand, wandte sich Luther an den Kurfürsten um den Liebesdienst einer Kirchen- und Schulvisitation; auf seinen Rath ward, in Gemeinschaft mit zwei Herren von Adel und einem Rechtsgelehrten, Melanchthon mit derselben betraut. Ehe aber diese Visitatoren ans Werk gehen konnten, waren die Grundlinien der von ihnen zu schaffenden Ordnung festzustellen, und zwar in Form einer Belehrung, die man den Leuten in die Hand geben konnte, und so bekam Melanchthon einen „Unterricht der Visitatoren“ auszuarbeiten, ein Meisterstück praktischer Weisheit und volksthümlicher Einfalt, durch welches ein evangelisches Kirchenwesen in Kursachsen überhaupt erst begründet, und zugleich für andere evangelischen Gebiete ein reformatorisches Vorbild gegeben ward. Nur zu gemäßigt, zu erhaltsam erschien den Eiferern der Reformation diese melanchthonische Kirchenordnung, aber Luther lobte sie höchlich und „achtete es nicht groß, daß die Papisten sagten, wir kröchen wieder zurück“. Allerdings war es der nicht genug zu preisende Charakter derselben, daß sie den bejahenden und aufbauenden Sinn der Reformation gegenüber der natürlichen Vorliebe unreifer Menschen fürs Verneinen und Einreißen entschieden hervorhob. Im bewußten Gegensatz gegen die Ueberspanntheiten der vorausgegangenen Schwarmgeisterei gab Melanchthon den Leuten schlichten trefflichen Bescheid über Gesetz und Evangelium, Glauben und Werke, Trübsal und Gebet, über die Sakramente, Beichte und Genugthuungen, freien Willen und christliche Freiheit, über Ehe, Obrigkeit, Gottesdienst und Schulwesen, wobei er überall den theologischen Disput vermied und dagegen die praktischen und sittlichen Hauptpunkte geltend machte. Sogleich die Grundlehre vom rechtfertigenden Glauben verwahrt er mehr noch gegen Mißverstand und Mißbrauch als gegen die Gegenlehre vom Verdienst der Werke. Bei der Predigt vom Glauben sei nicht zu vergessen, *wie* man zum Glauben komme, nämlich durch Buße, denn „wo nicht Reu ist, da ist ein gemalter Glaube; rechter Glaube soll Trost und Freude bringen an Gott, — solcher Trost und Freude aber wird nicht gefühlet, wo nicht Reu und Schreck ist“. Neben Buße und Glauben aber das dritte Stück im Christenthum seien die guten Werke, wider die es gelte, nicht verkehrt zu disputiren. „Allerdings ist vonnöthen, zu lehren, daß uns Gott die Sünden ver-

zeihe ohne alle unsere Werke, um Christi willen, denn Gott ist der Sünde so feind, daß keiner Kreatur Werk dafür genug mag thun; aber doch müssen gute Werke, die Gott geboten hat, geschehen.“ Im gleichen Sinne wird von christlicher Freiheit und Sitte, von bürgerlicher und kirchlicher Ordnung gelehrt. Ohne auf peinliche Gleichförmigkeit zu dringen, wird die altchristliche Anlage des Gottesdienstes und Kirchenjahrs erhalten, nur das Unevangelische ausgeschieden und der deutschen Sprache im Gottesdienst Raum geschafft. Wider öffentliche Laster soll der Kirchenbann bleiben; über den Pfarrern sollen Superintendenten stehen, welche die Neuanzustellenden prüfen, und sie sollen an der Obrigkeit, deren Amt und Recht nachdrücklich eingeschärft wird, ihren Rückhalt haben. — An diese Kirchenordnung lehnt sich die Schulordnung an, welche zwar noch nicht auf eine Volksschule in unserem heutigen Sinne zielt, sondern der Verbesserung und Verallgemeinerung der bestehenden Lateinschulen gilt. Ein dreiklassiger Lehrplan wird vorgezeichnet, der eine vollständige evangelische Reform der Lateinschule in sich befaßt. Biblischer und classischer Unterricht gehen in demselben Hand in Hand, während Katechismus und geistlicher Gesang ein inniges Band mit der Kirche weben. Nach diesen Grundsätzen wurde nun von den Visitatoren praktisch verfahren, ganz unfähige Pfarrer und Lehrer durch bessere ersetzt, die Einkünfte geregelt, und schon nach zwei Jahren konnte Luther dem Kurfürsten rühmen, wie trefflich in seinen Landen Kirche und Schule im Gange sei. Um das Schulwesen insonderheit erwarb sich Melanchthon auch außerhalb Sachsens die größten Verdienste. Schon 1524 gab das evangelische Nürnberg das Beispiel, sich wegen der Einrichtung seines Gymnasiums an ihn zu wenden, und gerne hätte es ihn auch an der Spitze desselben gesehen. Er kam wenigstens zur Eröffnung und hielt die Weiherede, wobei Albrecht Dürer sein hernach in Kupfer zu stechendes Bildniß zeichnete. Von da an wandten sich auch andere namhaften Städte entweder um Einrichtung ihrer Gelehrtenschulen oder um Lehrer und Leiter derselben am liebsten an ihn, und so gewann er auf das höhere Schulwesen weit und breit einen segensreichen Einfluß.

Endlich sollte es Melanchthon vergönnt sein, dem Werke der sanften und erhaltsamen Reformation, welche sein Ideal war, die Krone aufzusetzen in der Schaffung der wichtigsten evangelischen Bekenntnißschrift, der Augsburger Confession. Wie viel Anklang die von Wittenberg ausgehende Reformbewegung im einzelnen auch finden mochte, — im großen Ganzen des

öffentlichen Lebens galt es noch immer für ein verwegenes Unternehmen, der anderthalb Jahrtausende alten Entwickelung der Kirche entgegenzutreten mit einer eigenmächtigen Neuerung, deren Einhelligkeit und Selbstbeschränkung zudem durch nichts verbürgt erschien. Dem gegenüber mußte sich auf evangelischer Seite der Drang entwickeln, sich über das Unternommene gemeinsam auszuweisen, den Vorwurf der Ketzerei und des Umsturzes von sich abzuwälzen und den Beweis, daß man auf gutem christlichen und kirchlichen Rechtsboden stehe, während derselbe vom Papst und seinem Anhang verlassen sei, vor Kaiser und Reich zu führen. Schon das von dem Landgrafen Philipp herbeigeführte Marburger Gespräch zwischen den Wittenbergern und Schweizern (1529) hatte, wenn auch im Punkte des Abendmahls keine Verständigung erzielt worden war, in der von Luther auf Veranlassung des Landgrafen vorgenommenen Feststellung der „verglichenen" vierzehn Artikel den Ansatz zu einem evangelischen Bekenntniß gebracht. Einen weiteren Entwurf machte Luther daraufhin, die Schwabacher Artikel, welche zur Grundlage eines evangelischen Fürsten- und Städtebundes dienen sollten, aber die collegiale Berathung dieses Entwurfs in Torgau hatte zu keinem vollbefriedigenden Abschluß geführt. Inzwischen hatte der Speyerer Reichstag von 1529 die Einräumungen des früheren zurückgenommen und den Versuch gemacht, die Reformation durch Mehrheitsbeschluß zu unterdrücken, ein Versuch, dessen Zurückweisung im Namen der Gewissensfreiheit der evangelischen Minorität den weltgeschichtlichen Namen „Protestanten" verschafft hat. Nun kommt im Jahre 1530 der Kaiser das erste Mal seit dem Tage von Worms persönlich wieder zum deutschen Reichstag, um den Religionsstreit endgültig zu schlichten, und so gilt es, die Speyerer Verwahrung durch die entsprechende positive Aussprache zu ergänzen. Das Gefühl einer großen, weltgeschichtlichen Tragweite ging dem nach Augsburg einberufenen Reichstag voran; dazu keine kleine Scheu vor dem Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, der Frankreich und Rom gedemüthigt hatte und von dessen gewaltthätigen Absichten gegen die Protestanten man bei all seiner Beobachtung friedfertiger Formen überzeugt war. Luther, der in Worms Geächtete, durfte seinen Kurfürsten nicht bis Augsburg begleiten, sondern mußte in Koburg zurückbleiben: so war Melanchthon Johanns des Beständigen nächster theologische Berather und arbeitete in Augsburg selbst, inmitten der Schachzüge der Papisten und Politiker und daher unter schweren Sorgen und Gebeten um die Zukunft der evange-

lischen Kirche und des Vaterlandes, das dem Kaiser vorzulegende Bekenntniß aus. Luther, dem der Entwurf zugeschickt ward, schrieb zurück: „Magister Philipps Apologie gefällt mir fast (sehr) wohl und weiß nichts daran zu bessern, würde sich auch nicht schicken, denn ich auch so sanft und leise nicht treten kann.“ Melanchthons Meinung war, daß nur die Theologen unterzeichnen sollten, nicht die Fürsten, damit diese nicht des Kaisers Zorn auf sich lüden; aber der treue Kurfürst ließ es sich nicht nehmen, seinen Glauben durch Unterschrift zu bekennen, und so folgten ihm, mit Ausnahme der in der Abendmahlslehre abweichenden vier oberländischen Städte, welche ein besonderes Bekenntniß einreichten, die übrigen evangelischen Stände, sechs Fürsten und die beiden Reichsstädte Nürnberg und Augsburg.

Es war wohl der größte Tag in Melanchthons Leben, jener 25. Juni 1530, an welchem nach Ueberwindung aller in den Weg gelegten Schwierigkeiten das Augsburgische Bekenntniß vor Kaiser und Reich in deutscher Sprache verlesen werden durfte, — zwar in engem Raum, aber so deutlich, daß die lauschende Menge es bis in den Schloßhof verstand. Manch edles Herz schlug hoch und höher, als es in dieser würdevollen Ruhe und mit dieser überzeugenden Klarheit Punkt für Punkt ausgesprochen hörte, was es im Innersten trug, aber so nicht auszusprechen vermochte. Der Eindruck war ein gewaltiger, außerordentlicher, auch auf katholischer Seite, wo vor diesen Artikeln ein Vorurtheil gegen die evangelische Sache um das andere dahinfiel. Denn das war die eigenthümliche Macht dieser evangelischen Denkschrift, daß sie, weit entfernt eine Neuerung des Glaubens zuzugestehen, vielmehr den altchristlichen Glauben in seiner Reinheit den herrschenden Mißbräuchen und Irrlehren als bösen Neuerungen des Papstthums entgegenhielt. Eine Darstellung, die um so berechtigter und eindrucksvoller war, als die katholische Kirche damals die uralten evangelischen Lehren zwar durch tausendfältiges Unkraut überwuchert, aber noch auf keinem tridentinischen Concil förmlich und feierlich verdammt hatte. „Was hier verlesen worden, das ist die pure lautere Wahrheit,“ sprach der Bischof von Augsburg zu seinen Freunden. Mit den Kirchenvätern, bekannte D. Eck dem Herzog von Bayern, getraue er sich diese Artikel zu widerlegen, aber nicht mit der h. Schrift: „also sitzen die Lutherischen in der Schrift, wir aber daneben,“ gab der Herzog zurück. Sofort nach der Verlesung des Bekenntnisses erklärten sieben Reichsstädte und mehrere Fürsten ihren Zutritt. Bekanntlich ließ der Kaiser von Eck und Genossen eine Confutatio (Widerlegung) anfertigen,

öffentlichen Lebens galt es noch immer für ein verwegenes Unternehmen, der anderthalb Jahrtausende alten Entwickelung der Kirche entgegenzutreten mit einer eigenmächtigen Neuerung, deren Einhelligkeit und Selbstbeschränkung zudem durch nichts verbürgt erschien. Dem gegenüber mußte sich auf evangelischer Seite der Drang entwickeln, sich über das Unternommene gemeinsam auszuweisen, den Vorwurf der Ketzerei und des Umsturzes von sich abzuwälzen und den Beweis, daß man auf gutem christlichen und kirchlichen Rechtsboden stehe, während derselbe vom Papst und seinem Anhang verlassen sei, vor Kaiser und Reich zu führen. Schon das von dem Landgrafen Philipp herbeigeführte Marburger Gespräch zwischen den Wittenbergern und Schweizern (1529) hatte, wenn auch im Punkte des Abendmahls keine Verständigung erzielt worden war, in der von Luther auf Veranlassung des Landgrafen vorgenommenen Feststellung der „verglichenen“ vierzehn Artikel den Ansatz zu einem evangelischen Bekenntniß gebracht. Einen weiteren Entwurf machte Luther daraufhin, die Schwabacher Artikel, welche zur Grundlage eines evangelischen Fürsten- und Städtebundes dienen sollten, aber die collegiale Berathung dieses Entwurfs in Torgau hatte zu keinem vollbefriedigenden Abschluß geführt. Inzwischen hatte der Speyerer Reichstag von 1529 die Einräumungen des früheren zurückgenommen und den Versuch gemacht, die Reformation durch Mehrheitsbeschluß zu unterdrücken, ein Versuch, dessen Zurückweisung im Namen der Gewissensfreiheit der evangelischen Minorität den weltgeschichtlichen Namen „Protestanten“ verschafft hat. Nun kommt im Jahre 1530 der Kaiser das erste Mal seit dem Tage von Worms persönlich wieder zum deutschen Reichstag, um den Religionsstreit endgültig zu schlichten, und so gilt es, die Speyerer Verwahrung durch die entsprechende positive Aussprache zu ergänzen. Das Gefühl einer großen, weltgeschichtlichen Tragweite ging dem nach Augsburg einberufenen Reichstag voran; dazu keine kleine Scheu vor dem Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, der Frankreich und Rom gedemüthigt hatte und von dessen gewaltthätigen Absichten gegen die Protestanten man bei all seiner Beobachtung friedfertiger Formen überzeugt war. Luther, der in Worms Geächtete, durfte seinen Kurfürsten nicht bis Augsburg begleiten, sondern mußte in Koburg zurückbleiben: so war Melanchthon Johanns des Beständigen nächster theologische Berather und arbeitete in Augsburg selbst, inmitten der Schachzüge der Papisten und Politiker und daher unter schweren Sorgen und Gebeten um die Zukunft der evange-

lischen Kirche und des Vaterlandes, das dem Kaiser vorzulegende Bekenntniß aus. Luther, dem der Entwurf zugeschickt ward, schrieb zurück: „Magister Philipps Apologie gefällt mir fast (sehr) wohl und weiß nichts daran zu bessern, würde sich auch nicht schicken, denn ich auch so sanft und leise nicht treten kann.“ Melanchthons Meinung war, daß nur die Theologen unterzeichnen sollten, nicht die Fürsten, damit diese nicht des Kaisers Zorn auf sich lüden; aber der treue Kurfürst ließ es sich nicht nehmen, seinen Glauben durch Unterschrift zu bekennen, und so folgten ihm, mit Ausnahme der in der Abendmahlslehre abweichenden vier oberländischen Städte, welche ein besonderes Bekenntniß einreichten, die übrigen evangelischen Stände, sechs Fürsten und die beiden Reichsstädte Nürnberg und Augsburg.

Es war wohl der größte Tag in Melanchthons Leben, jener 25. Juni 1530, an welchem nach Ueberwindung aller in den Weg gelegten Schwierigkeiten das Augsburgische Bekenntniß vor Kaiser und Reich in deutscher Sprache verlesen werden durfte, — zwar in engem Raum, aber so deutlich, daß die lauschende Menge es bis in den Schloßhof verstand. Manch edles Herz schlug hoch und höher, als es in dieser würdevollen Ruhe und mit dieser überzeugenden Klarheit „Punkt für Punkt ausgesprochen hörte, was es im Innersten trug, aber so nicht auszusprechen vermochte. Der Eindruck war ein gewaltiger, außerordentlicher, auch auf katholischer Seite, wo vor diesen Artikeln ein Vorurtheil gegen die evangelische Sache um das andere dahinfiel. Denn das war die eigenthümliche Macht dieser evangelischen Denkschrift, daß sie, weit entfernt eine Neuerung des Glaubens zuzugestehen, vielmehr den altchristlichen Glauben in seiner Reinheit den herrschenden Mißbräuchen und Irrlehren als bösen Neuerungen des Papstthums entgegenhielt. Eine Darstellung, die um so berechtigter und eindrucksvoller war, als die katholische Kirche damals die uralten evangelischen Lehren zwar durch tausendfältiges Unkraut überwuchert, aber noch auf keinem tridentinischen Concil förmlich und feierlich verdammt hatte. „Was hier verlesen worden, das ist die pure lautere Wahrheit,“ sprach der Bischof von Augsburg zu seinen Freunden. Mit den Kirchenvätern, bekannte D. Eck dem Herzog von Bayern, getraue er sich diese Artikel zu widerlegen, aber nicht mit der h. Schrift: „also sitzen die Lutherischen in der Schrift, wir aber daneben,“ gab der Herzog zurück. Sofort nach der Verlesung des Bekenntnisses erklärten sieben Reichsstädte und mehrere Fürsten ihren Zutritt. Bekanntlich ließ der Kaiser von Eck und Genossen eine Confutatio (Widerlegung) anfertigen,

aber der klägliche Eindruck dieses Machwerks erhöhte nur die durchschlagende Wirkung der Confession. Melanchthon entwarf sofort auf dem Reichstag gegen diese Confutatio eine Apologie seiner Bekenntnißschrift, aber der Kaiser, dem es nicht um die Wahrheit, sondern lediglich um einen Vorwand zu thun war, nahm dieselbe nicht an, erklärte vielmehr die Confession der Protestanten durch die Confutation für „stattlich widerlegt“. Die Weltgeschichte hat bekanntlich anders gerichtet; jene Gegenschrift ist verstäubt und vergessen, während hinsichtlich der Augustana das Wort des bedachtsamen Spalatin sich erfüllt hat, das er am Tage der Uebergabe geschrieben: „Heute ist der allergrößten Werke eines geschehen, die je auf Erden geschehen sind.“ Die Augsburger Confession ist das große Panier der deutsch-evangelischen Kirche geworden, für das anderthalb Jahrhunderte hindurch Tausende Haus und Habe, ja Leib und Leben gelassen haben, und wenngleich uns heute nach viertehalb Jahrhunderten ihre Sprache fremder geworden ist, wir auch dem Papstthum gegenüber ihren so überaus friedfertigen Ton durch den ungleich schärferen der Lutherschen „Schmalkaldischen Artikel“ gerne ergänzt sehen, so bleibt sie doch das classische Hauptsymbol unserer Kirche, in dessen Festhaltung wir den Glauben unserer Väter noch heute als den unsern bekennen.

Es versetzt uns aus der Höhe weltgeschichtlicher Betrachtung ins Mitgefühl des Moments zurück, wenn wir hören, daß Melanchthon dies größte Werk seines Lebens unter vielem Zagen und Verzagen über die bedrohte Lage des Vaterlandes und der Kirche vollbracht und unter Privatverhandlungen mit den Gegnern, die ihn an die äußerste Grenze praktischer Nachgiebigkeit führten, aufrecht erhalten hat. Luther, der in Koburg die Augsburger Verhandlungen mit seinen Gebeten begleitete, hatte aus seiner Glaubensfreudigkeit heraus den angstvoll in der Gefechtslinie stehenden Freund wiederholt zu ermahnen und zu ermuthigen. Erleichterten Herzens holte dieser schließlich seinen starken Tröster in Koburg ab, um mit ihm heimzureisen. Er war mit der Ausführung seiner in Augsburg entworfenen „Apologie des Augsburger Bekenntnisses“ so eifrig beschäftigt, daß er in Altenburg selbst unter Tische daran schrieb. Luther nahm ihm die Feder aus der Hand mit den Worten: „Lieber Philipp, man kann Gott nicht allein mit der Arbeit, sondern auch mit Ruhen und Feiern dienen.“

Infolge des Augsburger Reichstages tritt nun Melanchthon vollends in eine deutsche, ja europäische Ehrenstellung ein, in welcher er auch Luthers gewaltiges Ansehen gewissermaßen überstrahlt. Wohl bleibt Luther für Freund und Feind der eigentliche Heros der Reformation, aber schon seine Rechtslage als Geächteter hält ihn im Hintergrund, und die mit dem Alter zunehmende Unbiegsamkeit seines Wesens läßt ihn zu Verhandlungen mehr scheuen als suchen, wogegen Melanchthons sanftmüthiges und friedfertiges Wesen und seine feingebildeten Formen ihn vor Freund und Feind dazu empfehlen. So bleibt der Fortgang der Reformation, die Sicherung, Ausbreitung und Einigung derselben vorzugsweise auf seine Schultern gelegt. Aber diese große Aufgabe steht mit seiner immer mehr sich herausbildenden Eigenart in einem inneren Widerspruch, der seinem Leben je länger je mehr einen tragischen Zug gibt.

Er selbst wäre einer solchen Stellung und Aufgabe am liebsten ausgewichen. Ist er doch sein Lebenlang nicht einmal zur Annahme des theologischen Doctorhutes zu bringen gewesen. Bescheidener Magister der freien Künste wollte er bleiben, und ist einmal von seinen Verdiensten um die Reformation die Rede, so bringt er sie auf die allerbescheidenste Formel: „Ja, ich habe einiges deutlicher gemacht, als es zuvor war.“ Auf dies stille wissenschaftliche Deutlichmachen hätte er sich auch jetzt, nach dem Augsburger Reichstag, gerne zurückgezogen, zumal da die Welthändel, in welche der Kaiser bald wieder verstrickt war, der Reformation unverhofft wieder eine längere Ruhepause verschafften; „ach, wenn mich nur niemand vom Hörsaal abriefe, ruft er aus, für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt.“ Aber das öffentliche Leben mit seinen vielen und großen Ansprüchen läßt den allzu berühmt gewordenen Mann nicht wieder los. Angesehene Männer aus allen Ländern Europas kommen nach Wittenberg, um ihn zu hören und kennen zu lernen. Sein Briefwechsel — er füllt trotz mancher Lücke sechs starke Quartbände im Druck — wird immer ausgebreiteter; unter anderen Freunden der Wissenschaft fühlt auch ein römischer Kardinal, Sadolet, sich gedrungen, dem kirchlichen Gegner seine Hochachtung zu bezeugen und ihn um persönlichen Austausch zu bitten. Die Blicke der französischen wie der englischen Protestanten sind rath- und hülfesuchend auf ihn gerichtet; ja die Könige von Frankreich und England, der grausamen Verfolgung ihrer evangelischen Unterthanen zeitweise müde, denken an ihn als den geeigneten Vermittler zwischen der alten Kirche und der neuen Lehre. Franz I., des Kaisers unermüdlicher Gegner, und

ebenso jener Heinrich VIII., der die päpstliche Gewalt über England in die eigene blutige Hand genommen, laden beide den Wittenberger Professor wiederholt ein, zu ihnen herüberzukommen und ihnen die kirchlichen Verhältnisse ihrer Lande ordnen zu helfen, und nur die Urlaubsverweigerung des jungen Kurfürsten Johann Friedrich, welcher der Aufrichtigkeit der fremden Fürsten mißtraut und um des Kaisers willen ihnen nicht entgegenkommen mag, hält Melanchthon zurück. Erquicklicher und erfolgreicher waren andere, deutsche Einladungen ähnlicher Art. Seit er den Nürnbergern ihr Gymnasium eingerichtet hatte, besaß er an dieser blühenden Reichsstadt eine zweite Heimath, und einer der edelsten und gebildetsten Kreise, welche das damalige Deutschland umfaßte, empfing ihn dort jederzeit mit offenen Armen. Als 1539 im Kurfürstenthum Brandenburg und im Herzogthum Sachsen sich der Reformation die bis dahin verschlossenen Pforten aufthaten, als 1541 der greise Erzbischof von Köln, jugendlich ergriffen von der heiligen Schrift, es unternahm, sein Erzstift evangelisch umzugestalten, war es jedesmal Melanchthon, der auf Bitten der Fürsten kommen mußte, um im Rathe zu sitzen und Kirche und Schule im neuen Geiste ordnen zu helfen. Aber keine derartige Bitte konnte ihm größere Freude machen, als die, welche ihn 1535 nach seinem alten Tübingen zurückrief. Herzog Ulrich, im Unglück geläutert und nach langer Verbannung durch den Landgrafen von Hessen wieder eingesetzt, unternahm es, in seinem Lande das reine Evangelium aufzurichten, und bat Melanchthon, die Hochschule, an welcher er einst seine Laufbahn begonnen, im evangelischen Sinne neu zu gestalten und selbst ihre erste Zierde zu werden. Zwar letzteres lehnt er ab, nicht ohne Kampf, aus Treue gegen Wittenberg, aber er kommt im Jahre 1536 zu mehrwöchentlichem Besuch, steht dem Herzog mit seinem Rathe bei und wird von ihm und von allen auf den Händen getragen.

Gleichwohl sehen wir den gefeierten Mann aller dieser Ehren und Siege nicht recht froh werden. Im Gegentheil, es lagert sich in diesen Jahren zwischen dem Tag von Augsburg und Luthers Tode unverkennbar ein immer trüberer Schatten auf seine Seele. Es ist, als hätte Melanchthon deutlicher, tiefer als die andern Reformatoren gefühlt, daß der Fortgang der großen Bewegung ihren verheißungsvollen Anfängen nicht recht entsprach und noch weniger in Zukunft entsprechen werde. Die evangelische Sache hatte sich ja kräftig entwickelt und noch stand ihr Siegeslauf nicht still; aber von idealen Wünschen und Hoffnungen war der Stand der Dinge doch weit entfernt.

Immer wieder kamen von nah und fern die Seufzer der Unterdrückten, die Botschaften blutiger Verfolgung und schnitten Melanchthon ins Herz; wie gerne hätte er für die bedrängten französischen und englischen Glaubensgenossen sein Leben gewagt. In Deutschland hatten die evangelischen Stände wohl den Schmalkaldischen Bund geschlossen (1531) und hielten damit den Kaiser für jetzt im Schach; aber gerade diese politische Schutz- und Trutzstellung machte es nur allzu wahrscheinlich, daß der Kaiser, sobald er nur die Hände von auswärtigen Verwickelungen frei hätte, mit seiner ganzen Macht sich auf den Protestantismus werfen werde. Dabei schritt auch die innere Entwickelung der evangelischen Kirche keineswegs nach Wunsch voran. Der peinliche Mangel an tüchtigen Geistlichen beließ die Gemeinden vielfach in der alten Verwahrlosung; die Studien blühten nicht in der anfänglichen Frische weiter, sondern wurden vielfach von einem engherzigen und zänkischen Geiste zurückgedrängt. Die Obrigkeiten nahmen sich zwar der Kirchensachen eifrig an, aber eigenmächtig, ohne an die Stelle des alten bischöflichen Kirchenregiments etwas befriedigendes Neue zu setzen; und schon dienten sie der Kirche nicht ohne Eigennutz, sondern füllten ihre Hände reichlich mit Kirchengut. Dazu die Spaltungen in der Christenheit überhaupt und in eignen evangelischen Lager. Schon der Augsburger Reichstag hatte den Römischen gegenüber dreierlei protestantische Bekenntnisse zum Vorschein gebracht, neben der Augustana das der vier oberdeutschen Städte und das Zwingli'sche, und wenn man nicht einmal unter denen einig werden konnte, welche doch auf Einem Grunde des Evangeliums standen, was sollte aus der gesamten Christenheit werden, die überall an den gleichen Verderbnissen litt, aber vielerorten der Heilung noch weit ferner war als in Deutschland?

Ueberhaupt, war nicht die ganze Zukunftsfrage der Kirche noch ungelöst? Ob Spaltung in mehrere Kirchen, ob Verständigung mit Rom, ob Unterdrückung durch den Kaiser, — wer konnte es sagen? Und es lag in Melanchthons Eigenart, daß die Vorzeichen einer dunklen, traurigen Zukunft fast noch schwerer auf ihn drückten, als die Mängel und Nöthe der Gegenwart. Ihm war Luthers kraftvoll freudiger Geist, der mit geschlossenen Augen die Zukunft Gotte anheimzugeben vermochte, nicht verliehen, vielmehr ein zartes, sorgliches, ahnungsvolles Gemüth, das zu der dunklen Zukunft in einem besonderen Anziehungsverhältniß stand. Daß er den Aberglauben seiner Zeit an allerlei Vorzeichen am Himmel und auf Erden in auffallendem

Maße theilte, war keine leere Schwachheit, noch ein bloßes Anhängsel seiner astronomischen und physikalischen Neigungen; nicht bloß eingebildeterweise hatte er in seinem Leben so oft mit Träumen und Ahnungen zu thun, sondern die Schatten der kommenden Dinge fielen in der That in seine mit feinen Sinnen ausgestattete Seele hinein. Auch nicht, als hätte er je für sich und seine eignen Geschicke gezittert. In echt christlichem Heldenmuthe war er allezeit bereit, um der Wahrheit des Evangeliums willen in die Verbannung oder in den Tod zu gehen: es waren die öffentlichen Angelegenheiten, die Gefahren des Vaterlandes und der Christenheit, welche seine Seele so oft durchzitterten. Luther selbst bezeugt ihm das in einem für beide ehrenvollen Worte, das er ihm in jenen sorgenreichen Tagen des Augsburger Reichstages aus Koburg schreibt: „In Privatängsten bin ich der Schwächere, du der Stärkere; in den öffentlichen haben wir's umgekehrt; du kümmerst dich nicht um dein Leben, fürchtest dich aber für die öffentliche Sache; ich dagegen habe über die letztere einen starken ruhigen Muth, weil ich weiß, daß die Sache Gottes und Christi ist.“

Bei alledem ist es kein müßiges Bangen und Klagen, dem Melanchthon sich hingibt; im Gegentheil, die kirchlichen Aufgaben der Zeit nehmen ihn unaufhörlich in thätigen Anspruch, bis an den Rand seiner Kräfte. Trotz der anscheinenden Ruhepause ist doch die ganze Zeit des Schmalkaldischen Bundes mit fieberhafter Unruhe und rastlosen politisch-kirchlichen Verhandlungen erfüllt. Der neue Papst Paul III. will auf den vom Kaiser mitvertretenen Wunsch deutscher Nation, daß ein Concilium zur Verbesserung und Einigung der Kirche gehalten werde, angeblich eingehen; aber nicht in Deutschland, sondern in Italien unter seinem Vorsitz soll es gehalten werden, und nun fragte es sich, ob sich die Protestanten nach des Kaisers Wunsch auf dies päpstliche Concil einlassen sollten. Sie kommen 1537 in Schmalkalden zusammen, Luther bringt seine Schmalkaldischen Artikel mit, das evangelische Programm für ein freies christliches Concil, aber nicht für ein päpstliches; die Erklärung, sich auf ein solches nicht einzulassen, begründet durch den „Traktat von der Gewalt und dem Vorrang des Papstes“, den Melanchthon an des erkrankten Luther Statt hinzufügt, vollzieht den Bruch mit Rom. Danach kommt der Kaiser, gedrängt durch den mit den Fortschritten der Reformation zunehmenden Gegensatz und Rechtsstreit im Reiche, auf den schon in Augsburg versuchten Weg der Religionsgespräche zurück. Abermals werden politisch-kirchliche Vorberathungen gehalten, zu Frankfurt, zu

Schmalkalden; dann folgen die Religionsgespräche zu Hagenau, zu Worms und auf dem Regensburger Reichstag des Jahres 1541. Ueberall muß Melanchthon dabei sein, die theologischen Denkschriften verfassen, an der Spitze der geistlichen Kämpfer stehen, — mit dem Gefühl eines vollkommen vergeblichen Opfers. Schon die unaufhörlichen Reisestrapazen reiben ihn auf. „In Verhandlungen hab' ich gelebt, in Verhandlungen sterb' ich," ruft er einem Freunde zu, als er wieder einmal halbkrank in Wittenberg zum Thore hinausfährt. Auf der Reise zum Regensburger Reichstag stürzt er mit dem Wagen, beschädigt sich die Hand und erlangt nach vielen Schmerzen den alten freien Gebrauch derselben nicht wieder. Aber noch schwerer leidet sein Gemüth unter der Falschheit, welche bei allen solchen Verhandlungen auf papistischer Seite zum Vorschein kommt, und unter der Hoffnungslosigkeit, die jeder solche gescheiterte Vermittlungsversuch ihm immer stärker aufdrängt. Auf dem Regensburger Reichstag, da er nicht bloß den alten Klopffechter Eck, sondern den edlen und frommen Legaten Contarini sich gegenüber hat, leuchtet einen Augenblick die Fata morgana einer Versöhnung: man kam in mehreren wichtigen Lehrpunkten, namentlich in dem der Rechtfertigung, in welchem Contarini den Protestanten nahe stand, überein, aber schon an der Lehre von der Brodverwandlung scheiterte das Einvernehmen und würde auch ohnedies gescheitert sein, weil anders, wie am klarsten Luther durchschaute, entweder der römische oder der protestantische Kirchengedanke sich selbst hätte aufgeben müssen.

Was aber bei aller dieser undankbaren Arbeit für Melanchthon das Bitterste war, — es war auch im Heimathlande der Reformation seit einiger Zeit für seine aufreibenden Dienste kein voller und reiner Dank mehr vorhanden, vielmehr umfingen ihn im eigenen Lager Mißtrauen und Anfeindung. Es hing dies zusammen mit der reformatorischen Eigenart Melanchthons, wie sie sich nach dem anfänglichen völligen Ueberwältigtsein von Luther allmählich diesem gegenüber herausgebildet hatte. So vorsichtig und bescheiden Melanchthon seine daher fließenden, von Luther abweichenden Anschauungen geltend machte, so konnten sie doch zeitweilig die Einheit der deutschen Reformation gefährden und insonderheit ihm schon bei Luthers Lebzeiten, wievielmehr nach seinem Tode, einen bitteren Leidenskelch bereiten, den er gleichwohl um der Wahrheit und Wahrhaftigkeit willen nicht abzuwenden vermochte.

Zu einer verschiedenen Stellung in den kirchlichen Fragen der Zeit waren beide Männer von Haus aus angelegt. Luther

war durchaus der Mann der Kraft nnd der That; kein anderer hätte das Riesenwerk der Befreiung vom Joche des Papstthums vollbringen können. In schweren Kämpfen hatte er sich selbst vom alten Kirchenwesen losgerissen: um so fester war er überzeugt, daß derselbe Riß auch durch Volk und Zeit gehen müsse, daß da nichts zu vermitteln und zu flicken sei. Mit dem Papstthum war er, nachdem er anfangs eine Zeitlang an dessen Besserungsfähigkeit geglaubt, ein für allemal fertig: es war ihm „das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet"; was aber daraus würde, wenn nicht die ganze Christenheit davon loskäme, sondern zwei streitende Kirchen einander gegenüberblieben, das stellte er Gott anheim. So hatte er auch für sein eigenes Kirchenwesen seit dem tiefen Eindruck der Unreife des Volkes, den er im Bauernkrieg empfangen, alle idealen Baupläne zurückgestellt und sich mit nothbehelflicher Sicherstellung der reinen Lehre begnügt: wie es weiter werden sollte, das mochte „seiner Zeit erharren"; er dachte auch wohl an ein baldiges Ende der Welt. Melanchthon dagegen war der Mann des Gedankens und der Wissenschaft, überlegsam und vorschauend, dabei freilich auch wohl Gedankenbrücken bauend, wo der Strom des Lebens keine vertrug. Nicht nur seine schwermüthige Sorglichkeit, sondern auch seine Christen- und Vaterlandsliebe stellt ihm eine Vermeidung des in der Kirche und im deutschen Volke drohenden Risses als möglichst anzustrebendes Ziel vor die Seele. Und als Gelehrter überhaupt dem Alterthum zugewandt, von allen Reformatoren am meisten in der Kirchengeschichte, in den Kirchenvätern zu Hause, flüchtet er je länger je mehr hieher um guten Rath in den ungeheuren Fragen der Gegenwart. Der Rath, den er hier empfing, konnte nur ein der alten Kirche annähernder, versöhnlicher sein. War es doch kein Zweifel, daß die Ordnungen der katholischen Kirche, wenn auch in gröblicher Entstellung und hundertfältigem Mißbrauch, auf den Schöpfungen des christlichen Alterthums ruhten, und daß demnach, wie Luther es auch hinsichtlich des Gottesdienstes gehalten hatte, in der Kirchenordnung nicht ein völlig Neues zu schaffen, vielmehr das Alte evangelisch zu reinigen und zu erneuern war. So entstand im Geiste Melanchthons unter den Kampfesnöthen und Friedensversuchen der Zeit das Gedankenbild einer evangelisch-katholischen Kirche; auch seiner Augsburger Confession mit ihrem möglichst schonenden und erhaltsamen Charakter liegt es zu Grunde, und noch deutlicher hat er es gezeichnet in der „Wittenberger Reformation" von 1542, einer für den Reichstag bestimmten und von Luther nicht bean-

standeten Denkschrift, welche sich neben den Lehrfragen auch auf Gottesdienst und Kirchenordnung einläßt, unter anderem sich auch für die Firmelung oder Confirmation als Abschluß des kirchlichen Jugendunterrichts ausspricht und die Erhaltung der bischöflichen Verfassung, wenn die Bischöfe „evangelisch handeln wollten“, in Aussicht nimmt. Der nachfolgende Geschichtsverlauf hat diese schonende, an den heutigen Altkatholicismus gemahnende Reform als unausführbar erwiesen; die Selbstsucht des Papstthums und der Rückhalt, den dasselbe in den romanischen Völkern besaß, waren zu groß; aber im früheren sechzehnten Jahrhundert, als die Gegensätze noch nicht erstarrt und die kirchlichen Lebensfragen noch im Flusse waren, — wie nahe lag jenes Ideal den edelsten friedfertigen Geistern.

Nun ist nicht zu leugnen, daß dieser eigenthümliche conservative Reformationsgedanke den milden vermittelungsgeneigten Mann mitunter, wenn der Schrecken über drohende äußerste Dinge oder sein Zutrauen zu irgendwelcher Redlichkeit der Gegenpartei über ihn kam, über die Grenzen einer zulässigen Nachgiebigkeit hinausführen konnte. So ist es ihm hernach in den Interimsstreitigkeiten nach seinem eignen Eingeständniß ergangen und von denen, welche ihm unsäglich viel zu danken hatten, mit unsäglichem Undank an ihm heimgesucht worden. Aber auch schon in den sechs Wochen, die auf dem Augsburger Reichstag zwischen der Uebergabe und der Beantwortung der Confession verflossen, war er durch die erwarteten Gewaltmaßregeln des Kaisers gegen die evangelischen Stände so eingeschüchtert, daß er in einem persönlichen Vermittelungsversuch Bedingungen anbieten konnte, wie sie ein Jahrhundert zuvor die Hussiten vom Baseler Concil erlangt, freie Predigt des Evangeliums, Laienkelch und Priesterehe, und dafür Rückkehr unter die bischöfliche und päpstliche Gewalt. Bedingungen, welche — nicht auf die ganze Kirche ausgedehnt, sondern bloß den Evangelischen nachgegeben — den Protestantismus zu einer geduldeten (und bald auch nicht mehr geduldeten) Secte herabgedrückt haben würden. Aber etwas Anderes und nicht zu Scheltendes ist es, was er bei der Unterzeichnung der Schmalkaldischen Artikel thut. Die Berechtigung, ja Nöthigung der Protestanten, dem Papstthum, so wie es ist, den Absagebrief zu schreiben, verkennt auch er weder hier noch sonst; er selbst verfaßt ja an Luthers Statt diesen Absagebrief, den Traktat von des Papstes Gewalt und Vorrang. Indeß er setzt seiner Unterschrift den berühmten Vorbehalt bei: „Ich Philipp Melanchthon halte diese Artikel auch für recht und christlich; vom Papst aber

halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigung willen derjenigen Christen, so unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Oberaufsicht über die Bischöfe, die er sonst hat, als aus menschlichem Rechte auch von uns zuzulassen sei." Als menschliche Einrichtung — nicht als göttliche Stiftung — will er das Oberbischofsamt des Papstes bestehen lassen, wenn dasselbe — nicht nur in einem Theile von Deutschland, sondern in der gesamten abendländischen Christenheit — das reine Evangelium freigebe. Das war jedenfalls, wenn wir auch heute über das unpraktische Phantasiebild eines evangelischen Papstthums lächeln mögen — ein in aller Weise hochherziger Gedanke, und weit entfernt, hier unmännliche Verzagtheit zu finden, haben wir vielmehr den sittlichen Muth zu bewundern, der dazu gehörte, als der einzige unter allen Unterzeichnern diesen Vorbehalt zu machen. — Und wiederum etwas anderes ist es, wenn Melanchthon auch abgesehen von einem solchen allgemeinen Kirchenfrieden die bischöfliche Verfassung im evangelischen Deutschland erhalten wünscht; ein Wunsch, dem auch Luther nicht entgegen war, nur daß er nichts gethan hat, um das Uebergehen der bischöflichen Gewalt auf die evangelischen Obrigkeiten zu hindern. „Ich weiß, schreibt Melanchthon von Augsburg über diese seine unverhohlene Ansicht, daß unsere Mäßigung vom Volke getadelt werden wird, aber es ziemt uns nicht, uns an das Geschrei der Menge zu kehren; — wir müssen auf den Frieden und die Zukunft sehen. Kann in Deutschland die Eintracht wiederhergestellt werden, so ist es für uns alle ein großes Glück. Welchen Zustand aber würden wir der Nachwelt überliefern, wenn die Gewalt der Bischöfe vernichtet würde? . . Nicht die Herrschaft der Bischöfe wollen wir befestigen, sondern ihnen nur die Verwaltung zurückgeben; denn ich sehe, was für eine Kirche wir haben würden, wenn wir die kirchliche Ordnung umstürzten; es müßte eine weit unerträglichere Tyrannei eintreten, denn je zuvor." In der That, evangelische Bischöfe konnte es geben auch ohne einen evangelischen Papst, wie das Beispiel Englands, Schwedens, anfangs auch Ostpreußens beweist, und die Erhaltung der bischöflichen Kirchengewalt innerhalb der deutschen Reformation hätte nicht nur den Sieg der letzteren in ganz Deutschland retten können, der hernach zuallermeist an den geistlichen Reichsständen scheiterte; sie hätte vielleicht auch die neue Kirche vor jener Beraubung und völligen Knechtung durch den Staat zu bewahren vermocht, welche unsere evangelisch-kirchliche Weiterentwicklung so sehr verkümmert hat. Freilich, alle solchen Ver-

mittelungs- und Erhaltungsgedanken Melanchthons sind im sechzehnten Jahrhundert schon daran gescheitert, daß mit verschwindenden Ausnahmen ein ehrlicher Wille der Besserung und Verständigung auf der Gegenseite gefehlt hat.

Tiefer als diese Unterschiede kirchenpolitischer Haltung griffen einige theologischen Lehrunterschiede zwischen Luther und Melanchthon, welche ebenfalls aus der eigenthümlichen Anlage und Geistesart beider entsprangen. Wenn im ursprünglichen und lebendigen Christenthum ein wunderbarer Einklang des Religiösen und des Sittlichen waltet, eine unzertrennliche Wahrhaltung des Bewußtseins unsrer Abhängigkeit und Verdienstlosigkeit und unsrer Freiheit und Verantwortlichkeit vor Gott, so darf man sagen: es war Luthers besondere Gabe und Sendung, das erstere, das eigentlich Religiöse, wieder aufleuchten zu machen in Herzen, denen es durch eine falsche Lehre von den natürlich-sittlichen Kräften des sündigen Menschen und von der Verdienstlichkeit der guten Werke getrübt und verdunkelt war. Predigte er nun, ein Apostel der Gnade wie keiner seit der Apostel Zeiten, die „Rechtfertigung allein aus Gnaden, allein aus dem Glauben", so war damit an sich das volle Interesse nicht allein der Frömmigkeit, sondern auch der Sittlichkeit gewahrt, indem erst durch diese Grundlehre mit der Erkenntniß der Ohnmacht des natürlichen Menschen zum wahrhaft Guten zugleich die Forderung und Darbietung einer aus Gnade und Glauben entspringenden Wiedergeburt und Erneuerung ins Licht trat. Gleichwohl begegnet es dem großen Gnadenprediger nach dem allgemeinen Geschick menschlicher Unvollkommenheit, daß er in der Ausführung seiner Lehre nach der religiösen Seite etwas zuviel und nach der sittlichen etwas zu wenig thut. Wie schon oben erwähnt, überspannt er, hierin in der Theologie des großen Augustinus befangen, die Lehre vom natürlichen Unvermögen zum wahrhaft Guten bis zur Leugnung aller sittlichen Freiheit des natürlichen Menschen im Verhältniß zu Gott. Wo aber keine Freiheit, da ist auch keine Verantwortlichkeit; da wäre die Gnade, wo sie wirkte, eine unwiderstehliche, zwingende; wo sie aber *nicht* wirkte, da wäre Gott ebendamit die Ursache der Sünde und des Verderbens der Menschen. Folgerungen des augustinischen Irrthums, welche hernach Calvin in der That einem Theil der reformirten Kirche als Lehre aufprägte, während Luther sie als seine Privatansicht für sich behielt. Andererseits hat Luther in seiner Lehre von Glauben und Werken zwar immer nur *den* Glauben als rechtfertigenden gemeint, der „lebendig, rührig, schäftig" die Wurzel wahrhaft guter Werke, die Wurzel

eines neuen Lebens und mit allen Tugenden geschmückten Wandels wäre. Aber er hat doch diese sittliche Seite seiner Rechtfertigungslehre nicht so betont und ausgeführt, um hinreichend jenem verhängnißvollen Mißverständniß vorzubeugen, welches schon zu seinen Lebzeiten und noch viel mehr nach seinem Tode aufkam, der Verwechselung des lebendigen Glaubens an Christum mit einem von Herzenserneuerung und Geistesfrüchten nichts wissenden trägen Verlaß auf die reine Lehre von Christo, ja einer völligen Verachtung der „guten Werke“.

In beiderlei Hinsicht hat Melanchthon die Lehrart Luthers noch bei dessen Lebzeiten berichtigt oder ergänzt. In seiner nicht so religiös gewaltigen und genialen, aber vorzüglich edeln und gewissenhaften Persönlichkeit war im Zusammenhang mit der innigsten Frömmigkeit das sittliche Interesse ganz besonders entwickelt und ausgeprägt. „Ich bin mir nicht bewußt, je Theologie getrieben zu haben, sagt er einmal, als um das Leben zu bessern.“ Und so machte er sich in den erwähnten Punkten von Luthers Lehrart, in welcher er in der ersten Ausgabe seiner Loci (1521) noch ganz gefangen erscheint, immer entschiedener frei. In der überhaupt epochemachenden neuen Bearbeitung der Loci von 1535 erscheint die Einheit des religiösen und des sittlichen Gesichtspunktes recht eigentlich als der durchgedrungene Grundgedanke seiner ganzen Theologie. Gott kann nicht Ursache des Bösen sein, lehrt er hier; darum muß es einen freien Spielraum geben für den menschlichen Willen. Dieser freie Spielraum besteht auch für den gefallenen Menschen, insofern als dieser, wenn auch unfähig wahrhaft Gutes zu thun, doch die Fähigkeit hat, sich der Gnade hinzugeben oder zu verschließen. Es findet also eine „Mitwirkung“ des Menschen zu seiner Bekehrung statt; außer dem Geist der Gnade und dem Worte Gottes muß auch sein eigener Wille dabei sein, denn „Gott ziehet wohl, aber er zieht den, der sich will ziehen lassen.“ — Schon vor dieser offenen Absage an die augustinische Freiheitsleugnung hat sich Melanchthon bemüht, jenem bedenklichen Mißverstand der reformatorischen Grundlehre vorzubeugen, als wenn der rechtfertigende Glaube das Surrogat, und nicht das Princip der guten Werke sein solle. Wir sahen schon oben, wie er sich in seinen Visitationsartikeln bemüht, den Wahn einer Entbehrlichkeit der guten Werke zu bekämpfen und den Wechselbalg eines Glaubens auszuschließen, der nicht mit Buße, mit Bekehrung eins und dasselbe wäre; nicht anders spricht er sich in der Apologie der Augsburger Confession aus. Wenn die papistischen Gegenredner mit ihren

öden scholastischen Abstractionen behaupteten, der Glaube sei ein bloßes Wissen von Christo, darum könne man ihn haben, ja Gott lieben, und dabei in Todsünde sein, so antwortet er: „Fromme Herzen, die es im rechten Kampf mit Satan und rechten Aengsten des Gewissens erfahren haben, wissen, daß solche Worte und Gedanken eitel Träume sind.“ Die gläubige Annahme der Wohlthat Christi, lehrt er, wirkt eine neue Geburt, und erst kraft einer solchen kann man Gott lieben und seinen Willen thun. Einen Glauben, der kein neues Leben entfaltet, der keine guten Werke hervortreibt, nennt er einen „gemalten Glauben“, der sich zum wirklichen Glauben verhält wie gemaltes zum wirklichen Brod, und hiernach sind ihm die guten Werke, obwohl sie nicht rechtfertigen, doch eine Conditio sine qua non des Seligwerdens, „nöthig zur Seligkeit“. Mag nun Melanchthon in allen diesen Lehrpunkten, die er gegen verschiedene Angreifer zu vertheidigen hatte, nicht alles theologisch ins Reine gebracht oder sich auch einmal nicht ganz correct und einwandsfrei ausgedrückt haben — in dem, worauf es ihm ankam, hat ihm die Weiterentwicklung der evangelischen Kirche und Lehre so völlig Recht gegeben, daß wir uns heute in die entgegengesetzten Anschauungen, in die Leugnung des menschlichen Willensantheils bei der Bekehrung und in die Mißachtung der guten Werke kaum mehr zu versetzen im stande sind. Im Reformationszeitalter dagegen ist er mit seiner Lehrart nichts weniger als durchgedrungen, hat vielmehr für dieselbe mannigfach zu leiden gehabt. Um so größer steht für uns der Mann da, welcher allein unter den Reformatoren der großen Grundlehre der Reformation die Untadeligkeit ihre sittlichen Voraussetzungen und Folgerungen gewahrt hat.

Der empfindlichste Punkt, an dem sich eine theologische Differenz zwischen Luther und Melanchthon herausbildete, war der wundeste Lehrpunkt der Reformation überhaupt, die Abendmahlsfrage. Je mehr sichtbare Heilsbürgschaften der Kirche vor Luthers Auge zerrannen, umso höher stiegen ihm die von Christus selbst gestifteten Sakramente im Werth, und die Geringachtung derselben seitens der Schwarmgeister bestärkte ihn in dieser Werthlegung. Indem er nun von dem mittelalterlichen Abendmahlsmysterium die Meßopferidee und die Brodverwandlungslehre abthat, den so verbleibenden Rest aber mit vernunftverachtender Gläubigkeit festhielt, entstand ihm das Wunder einer realen Gegenwart des gekreuzigten Leibes Christi in den Abendmahlselementen, den Gläubigen zum Pfand der Sündenvergebung, den Ungläubigen zum Essen des Gerichts. Daß

„Leib und Blut Christi" in der Abendmahlseinsetzung, der Bibelsprache gemäß, nur die sinnbildlichen Bezeichnungen des persönlichen Heilandslebens sind, welches sich für uns in den Tod gibt, um in uns zu leben und als Seelenspeise und -trank zu wirken, das entzog sich seinem in anerzogener sinnlichen Mystik gefangenen Sinne, und so bekam bei ihm das Wörtchen „Ist" eine Last zu tragen, die es nach aller heutigen nüchternen Schriftauslegung nicht tragen kann. Je unbehülflicher das so entstandene Abendmahlsdogma war, um so heftiger mußte seine Vertheidigung ausfallen gegen Leute wie Zwingli, welcher das ganze katholische Dogma weggeworfen und eine ganz neue Auslegung versucht hatte, mit derselben aber nicht über ein leeres Sinnbild hinausgekommen war; ihm gegenüber fühlte Luther sich verpflichtet, die wahrhaftige Gegenwart des verklärten Christus in seiner Gemeinde zu wahren gegen eine Denkart, welche die Geheimnisse des Heils und der hl. Schrift durch die profane Vernunft zu meistern und zu verflüchtigen schien. Melanchthon mit seiner an Luther sich aufrankenden Herzensfrömmigkeit war ihm anfangs auch in diese Wege gefolgt. Noch im Marburger Gespräch und darüber hinaus nahm er zur Zwinglischen Ansicht keine andere Stellung ein, und so schrieb er auch in der Augsburger Confession von 1530, daß „im Abendmahle der Leib und das Blut wahrhaft gegenwärtig sei und dem Genießenden beim Mahle des Herrn mitgetheilt werde," — mit dem Zusatz: „Verworfen werden deshalb, die anders lehren." Einen Eindruck hinterließen die in Marburg gegen Luthers Ansicht geltend gemachten Gründe seinem wahrheitsliebenden Gemüthe doch, und als der milde und fromme Oecolampad ihm dieselben verstärkte durch den Hinweis darauf, daß auch die Kirchenväter Luthers Auffassung nicht gehabt, sondern die Einsetzungsworte symbolisch gefaßt hätten, da kam bei Melanchthon die Hochachtung vor dem christlichen Alterthum mit seinen exegetischen Bedenken zusammen, um ihn von Luthers Lehre abzudrängen. Die Zwinglische Lehre lehnte er zwar auch jetzt ab, näherte sich vielmehr der Lehre Calvins, mit dem er auch bei persönlicher Begegnung eine herzliche Freundschaft schloß, aber er eignete sich auch dessen besondere Vorstellungen nicht an, sondern blieb dabei stehen, eine Gegenwart Christi im Abendmahl, aber eine solche, die nur für die empfangenden Gläubigen stattfinde, zu behaupten. Indem er sich hiebei am liebsten an die Stelle 1. Kor. 10, 16. 17 anschloß und ihr entsprechend den Gedanken betonte: „wenn uns Christus seinen Leib zu essen gibt, nimmt er uns zu seinen Gliedmaßen an," nahm er

„Leib und Blut" offenbar in keinem materiellen, sondern in einem geistlichen Sinne und blieb so von allen Reformatoren dem biblischen Abendmahlsgedanken wohl am nächsten. Dieser seiner gereiften Erkenntniß gemäß ließ er dann in der neudurchgesehenen und verbesserten Ausgabe des Augsburger Bekenntnisses von 1540 das polemische „Verworfen werden die anders Lehrenden" weg und setzte statt des „Wahrhaft gegenwärtig sind und den Genießenden mitgetheilt werden" vielmehr „Mit Brot und Wein den Essenden wahrhaft dargeboten werden", indem er durch den Unterschied von Mittheilung und bloßer Darbietung das durch den Glauben Bedingte des wirklichen Empfangens andeutete. Dieser Ansicht, in welcher also von sinnlicher Gegenwart und von einem Empfangen Christi seitens der Ungläubigen keine Rede mehr war, hatte er gelegentlich auch vor Luther kein Hehl, und dieser, der auch gegen die Nachbesserung an der Augustana keinen Einwand erhob, ließ ihn damit gewähren.

Nun aber handelte es sich in diesem Artikel nicht bloß um die Duldung einer Privatansicht Melanchthons, sondern um Anerkennung der ebenfalls von Luther abweichenden Oberländer und Schweizer als evangelischer Brüder. Sowohl die politische Stellung der Evangelischen im Reiche, welche durch den inneren Zwiespalt so sehr geschwächt ward, als andrerseits die christliche Liebespflicht, eine dargebotene Bruderhand nicht zurückzuweisen, beides drängte Melanchthon, das in Marburg unvollendet gebliebene Einigungswerk womöglich zu vollenden; „könnte ich," ruft er einmal aus, „mit meinem Blute die Concordie erkaufen, ich würde es gern vergießen." Um eine solche herzustellen, mußte nach dem Sinne jener Zeit eine lehrhafte Einigungsformel gesucht werden, und aus dieser Arbeit hatte sich namentlich der Straßburger Bucer, der auch zwischen Luther und Zwingli eine gewisse Mitte hielt, eine Lebensaufgabe gemacht. Mit ihm sollte Melanchthon 1534 in Kassel verhandeln; aber man versetze sich in seine Seele, als er in Luthers Namen die Lehre vertreten sollte, der Leib Christi „werde mit den Zähnen zerbissen", „alles was das Brod wirke und leide, das wirke und leide auch der Leib Christi"; — „von dieser Meinung werde ich nicht lassen," hatte Luther hinzugefügt, „und ob die Welt über mir zusammenstürzte." So gewaltig war Luthers Autorität, so gefürchtet seine Leidenschaftlichkeit in dieser Sache, und doch so unannehmbar seine Abendmahlsvorstellung für alle selbständig denkenden Mitarbeiter, daß seine Stellung zur Frage wie ein Verhängniß

empfunden ward. Endlich kam eine milde Stunde, in der er selbst die Oberländer bei sich empfing, sich mit der Anerkennung einer „sakramentalen Vereinigung“ von Brod und Leib, die freilich auch für die Ungläubigen vorhanden sein sollte, begnügte, und den Schweizern, welche dieser „Wittenberger Concordie“ nachträglich beitraten, selbst ihre offene Ablehnung des Empfangens der Ungläubigen nachsah. Aber der Friede dauerte nicht lang. Bucer hatte ihn in Wittenberg nur dadurch erkauft, daß er sich die „Ungläubigen“ in „Schwachgläubige“ umdeutete, die dennoch des Empfangs einer geistlichen Gabe nicht unfähig wären, und als er einige Jahre danach in der von ihm mit Melanchthon gemeinsam verfaßten Kirchenordnung für das Erzstift Köln nicht nur von einem mündlichen Empfangen des Leibes und Blutes Christi schwieg, sondern auch von einem himmlischen Geheimniß redete, bei dem sich die Leute aller fleischlichen Gedanken entschlagen sollten, da wurde dieser kaum verhüllte Widerspruch gegen seine Lehre Luthern von dem Eiferer Amsdorf unter die Augen gerückt und versetzte ihn in heftigen Zorn. Die evangelische Welt stand wie auf einem Vulkan; man fürchtete, Luther werde in maßloser Heftigkeit nicht nur wider Bucer, sondern auch wider Melanchthon schreiben, und dann alles zusammenbrechen; Melanchthon machte sich schon aufs Auswandern aus Wittenberg gefaßt. Auf Andringen des Landgrafen Philipp ließ der Kurfürst Luthern bitten und warnen, und so ging das drohende Wetter an Melanchthon und auch an Bucer vorbei. Umso schwerer entlud es sich über die bereits verstorbenen Schweizer Zwingli und Oecolampad, welche in dem „Kurzen Bekenntniß vom Abendmahl“, das Luther 1544 herausgab, als „eingeteufelte, durchteufelte, überteufelte Lügenmäuler“ bezeichnet wurden. Die Deutsch-Schweizer antworteten, unter Calvins Mißbilligung, in einem entsprechenden Ton und mit der Concordie zwischen Wittenberg und Zürich war es vorbei. „Wenn man die Elbe mit meinen Thränen füllen könnte,“ schrieb Melanchthon damals, „so wäre die Größe meines Schmerzes über den unseligen Streit damit noch nicht ermessen.“ Er legte seine Stellung zur Frage Luthern noch einmal dar, vermied aber von da an mit dem kränkelnden und mit zunehmendem Alter auch an Reizbarkeit und Heftigkeit zunehmenden Manne diesen entzündlichen Punkt zu berühren. Ebenso scheint Luther, in dem Gefühle, daß er außer stande sei, mit seinen Gründen den Freund zu überzeugen oder aber nach dessen Einwendungen die eigene Ansicht umzudenken, in seinen letzten Lebensjahren jede Auseinandersetzung mit Melanchthon über

das Abendmahl vermieden zu haben. Nur auf dem späteren Zeugniß des Melanchthonschülers Hardenberg beruht die Erzählung, die dieser allerdings aus Melanchthons Munde zu haben betheuert, Luther habe wenige Tage vor seinem Tode das Wort gesagt: „Lieber Philipp, ich muß es bekennen, der Sache vom Abendmahl ist viel zu viel geschehen.“

Ohne Zweifel ehrt es Melanchthon hoch, daß er um der Wahrheit willen, so wie er sie verstand, auch solche Trübungen seines Verhältnisses zu Luther über sich nahm, so schwer sein weiches Gemüth an denselben tragen mochte. Aber damals dachten nicht viele so; vielmehr wurden dem Praeceptor Germaniae seine gewissenhaften Abweichungen von Luther wie Versündigungen angerechnet. Es lag mit an Luthers überragender und überwältigender Größe, daß in seinem Schatten ein Geschlecht aufwuchs, welches das „Alles ist euer, es sei Paulus oder Apollos“, ihm gegenüber nicht verstand: so wenig er selbst es wollte, ja so sehr er jedes „Lutherisch-werden“ verwarf, es fehlte bald nicht an solchen, welche sich nicht sowohl zu Christus, als zu Luther bekehrt hatten, und diese Leute meinten Gott einen Dienst daran zu thun, wenn sie Luthers großen Gehülfen darum, daß er auf Grund des Evangeliums auch einmal von Luther abzuweichen wagte, verketzerten und verfolgten. Ein Prediger Cordatus verklagt ihn beim kurfürstlichen Kanzler, daß er eine Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit lehre; „er könne nicht leiden,“ sagt dieser Denunciant, „daß in Wittenberg ein so großer Haufe der lieben Lehre des frommen Mannes Martinus, der doch allein Doctor dieser Sache sei, Widerstand thue.“ Ein auswärtiger Hofprediger Schenk hat an Melanchthon die angebliche Gewissensfrage gerichtet, ob er, wenn seine Obrigkeit es nicht anders zulasse, das Abendmahl auch nur in Einer Gestalt feiern dürfe; Melanchthon in seiner allen Aeußerlichkeiten gegenüber geistesfreien Denkart gibt ihm beruhigenden bejahenden Bescheid, und der Frager hat nichts Eiligeres zu thun, als die empfangene Antwort nach Wittenberg zu schicken, um Melanchthons protestantische Gesinnung zu verdächtigen. Ja der Eiferer Amsdorf, ein enger, unfreier Geist, auf den Luther nur allzuviel hörte, schämte sich nicht, diesem in Bezug auf Melanchthon zu schreiben, er nähre eine Schlange am Busen. Aber auch der Kurfürst Johann Friedrich, so schön sich hernach im Unglück seine evangelische Festigkeit bewähren sollte, besaß nicht Geistesgröße genug, um einen Melanchthon in seiner Selbständigkeit zu verstehen und zu achten; mehr als einmal drückte er den fein-

fühligen Gelehrten, dem man so viel zu verdanken hatte, inmitten seiner großen Aufträge durch eine mißtrauische Bevormundung oder Ueberwachung. Nimmt man zu alledem hinzu, daß Melanchthon in jenen späteren Zeiten wider alle solchen Unwürdigkeiten Luthers selber nicht mehr sicher war, dann versteht man, wie er sich gegen seinen vertrauten Camerarius wohl einmal mit dem an den Felsen geschmiedeten Prometheus vergleichen konnte, dem der Geier am Leben fresse. Es gab Momente, in denen er erklären mußte, er werde Wittenberg verlassen, falls man fortfahre ihm zu mißtrauen und Verleumdungen gegen ihn anzunehmen; ja in denen er befürchtete, in Wittenberg verhört, verurtheilt und vertrieben zu werden.

Man kann zwar nicht von Luther sagen, daß er sich je seiner sonstigen Größe unwerth gegen Melanchthon verhalten habe. Er war auch nur ein Mensch: war es ihm zu verdenken, wenn ihn bei dem Gedanken, es könne durch Melanchthons Vermittelungsgeneigtheit wieder in Frage gestellt werden, was er durch Gottes Kraft errungen, Unmuth und Besorgniß ergriff? Freilich, die unüberwundene Schroffheit und Heftigkeit seines Wesens, wie sie überhaupt in seinem Alter stärker hervortrat, hatte auch ihren Antheil daran, daß er gegen den großen Genossen seiner Lebensarbeit leichter als billig in Wallung zu bringen war. Doch hat er sich desselben oft auch gegen die Verkläger angenommen, hat die literarischen Angreifer Melanchthons wie den Berliner Agricola und den Nürnberger Osiander gedämpft, sich immer wieder darein gefunden, die theologische Selbständigkeit Melanchthons zu achten, und nie von der persönlichen Liebe gelassen. Die Spannung zwischen beiden Männern scheint schon vor jenem Abendmahlsstreit von 1542—44, zwischen den Jahren 1536 und 38 einmal die mögliche Höhe erreicht zu haben. Damals wollte der Kurfürst Melanchthon wegen jenes Rathes, im Nothfall sich auch zu einer Abendmahlsfeier unter Einer Gestalt zu verstehen, zur Verantwortung ziehen. Melanchthon war schon auf seine Vertreibung gefaßt, hoffte nur noch, Luther werde mit seinem Ansehen etwa dazwischen treten. Dieser aber war eben gerade aus verschiedenen Anläßen, auch wegen der Abendmahlsdifferenz, wider ihn verstimmt, und der Kurfürst selber hetzte ihn auf, indem er durch seinen Kanzler ihm sagen ließ, Melanchthon scheine nur auf Luthers Tod zu warten, um die Dinge in seinem Sinne zu ändern. Da erhält denn der Kanzler von Luther folgenden Herzenserguß: „Er hätte nimmermehr gemeint, daß Philippus in den Phantaseien so steif steckte. Er hätte wohl allerlei

Sorge und könne nicht wissen, wie Philippus im Sakrament wäre, denn er nennete es nicht anders, hielte es auch nur für eine schlichte Ceremonie; hätt' ihn auch lange Zeit nicht sehen das hl. Abendmahl empfangen. Er hätte auch Argumente gebracht nach der Zeit als er zu Kassel gewest, daraus er vernommen, daß er fast Zwinglischer Meinung wär. Doch wie es mit seinem Herzen stünde, wisse er nicht. Die heimlichen Schreiben und Räthe, daß unter den Tyrannen einer möge das Sakrament in einerlei Gestalt empfangen, gäben ihm seltsame Gedanken. Aber er wolle sein Herz mit Philippo theilen und wollte ganz gern, daß sich Philippus als ein hoher Mann nicht möchte von ihnen und der Schule hier thun, denn er thäte ja große Arbeit. Würde er aber auf der Meinung beharren, so müßte die Wahrheit Gottes vorgehen. Er wolle für ihn beten." Und über diesem Beten scheinen Luthern freundlichere Gedanken über seinen Philippus gekommen zu sein, denn aus der von diesem erwarteten Vernehmung ward nichts und Luther war bald mit ihm wieder auf dem zutraulichsten Fuß.

So bleibt ihre Gemeinschaft, wenn auch von beiden Seiten Wahrheitsliebe und Ueberzeugungsernst sie auf unvermeidliche Proben stellen, doch unzerreißbar, und immer wieder bricht ihre gegenseitige Liebe und Treue desto mächtiger durch. Melanchthon, an so vielen Orten er glücklicher leben und lehren könnte als in Wittenberg, will und kann sich doch von Luther nicht trennen, und als im Jahre 1544 Luther, geärgert von der Juristenfakultät und allerlei bürgerlichem Unwesen, Wittenberg plötzlich verläßt, um nach Merseburg zu Georg von Anhalt zu ziehen, da ist er es, der ihm nachreist und ihn begütigend zurückbringt. Am rührendsten aber zeigt sich beider Freundschaftsverhältniß von Luthers Seite in Melanchthons berühmter Krankheitsgeschichte, 1540. Sie hatten miteinander den schwersten Fehlgriff ihres Lebens begangen; sie hatten dem Landgrafen von Hessen, der in einer ihm verleideten Ehe mit unbändiger Sinnlichkeit rang und die Verstattung einer Doppelehe begehrte, verwirrt durch die biblischen Beispiele eines Abraham und Jakob, dies im Beichtgeheimniß nachgeben zu dürfen geglaubt. Hinterher fiel das schwer auf Melanchthons Gewissen, und auf der Reise zum Hagenauer Religionsgespräch erkrankt er in Weimar auf den Tod. Der Kurfürst läßt Luthern holen, ehe Philippus stürbe, und der findet ihn mit gebrochenen Augen, Sinne und Sprache vergangen, das Angesicht eingefallen wie eines Sterbenden. Heftig erschrocken wendet sich Luther nach dem Fenster und bestürmt Gott in seinem Gebete, hier müsse er ihn erhören,

wo er anders seinen Verheißungen trauen solle; dann faßt er Melanchthon bei der Hand mit den Worten: „Seid getrost, Philippe, Ihr werdet nicht sterben,“ und richtet vor allem sein bekümmertes Gewissen mit kräftigen Worten auf. Und da Melanchthon zu sich kommt und sich aufrichtet, aber ihn bittet um Gottes willen, er möchte ihn lassen hinziehen, er sei jetzt auf einer guten Fahrt, antwortet Luther: „Mit nichten, Philippe, du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen,“ bringt ihm auch selbst zu essen und spricht: „Hörst du, Philippe, du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann.“ Melanchthon erzählte nie anders, als daß Luther ihn damals aus des Todes Rachen gerissen habe. — An seines großen Freundes Sterbebett zu stehen war ihm selber nicht vergönnt. Noch im December 1845 hatte er diesen auf einer Reise nach Mansfeld begleitet, ihr Verhältniß war so zutraulich wie je. Im Januar reiste Luther nach Eisleben; es war nur Unpäßlichkeit, was Melanchthon diesmal zurückhielt, aber er schrieb ihm wiederholt, und noch am 18. Februar hatte er eben einen herzlichen Brief an ihn angefangen, als die Todesbotschaft eintraf. Tief erschüttert ging Melanchthon mit derselben in seinen Hörsaal, wo er den Römerbrief auslegen sollte, theilte den Studenten Luthers Heimgang mit und schloß mit den Worten: „Ach, der Wagen Israels ist dahin, der die Kirche in diesem letzten Alter der Welt regiert hat; denn wahrlich, durch menschliche Klugheit ist diese Lehre nicht erfunden worden, sondern sie ist von Gott durch diesen Mann geoffenbaret worden, wie wir auch selber gesehen haben, daß er von Gott erweckt worden ist. Dich bitt' ich, du Sohn Gottes und Immanuel, der du für uns gekreuzigt und auferstanden bist, du wollest deine Kirche regieren und schirmen!“ Darauf brach er mit allen seinen Zuhörern in lautes Weinen aus. Auch sonst hat er gern auf den Heimgegangenen die Worte angewandt, welche Elisa dem scheidenden Elias nachruft: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter!“ —

Mit Luthers Tode beginnt eine letzte und trübste Zeit im Leben Melanchthons; so sehr man der verwaisten evangelischen Kirche den überlebenden großen Gehülfen Luthers gönnt, für ihn selbst war es ein tragisches Geschick, das ihn noch vierzehn Jahre aufbehielt. Wieder wie einst in den Tagen der Zwickauer Propheten, aber inmitten viel hartnäckigerer Nöthe war er an die Spitze des deutschen Protestantismus gestellt, ohne nach

seiner ganzen Eigenart dieser Führerrolle genügen zu können, und so wird er je länger je mehr neben dem heimgegangenen Heros der Reformation der Märtyrer derselben. Und nicht nur, daß der lange zurückgehaltene Strom äußerer, politischer Heimsuchung sich über ihn ergießt, — schlimmer ist, daß der innere Verfall der evangelischen Bewegung, ihre Entartung in Engherzigkeit und Verketzerungssucht an ihm in einem Maße von Undank offenbar wird, das auch nur betrachtend zu ermessen allzu peinlich wäre, wenn nicht die Leidensgröße des Mannes, der bis ans Ende sich selbst getreu bleibt, uns ein Gegengewicht böte.

Zunächst brach herein, was lange gedroht und lange gezögert hatte, der Religionskrieg. Mit schwerem Herzen sah ihn Melanchthon kommen; dieser Krieg, sagte er im Hinblick auf die nun unheilbar werdende innere Zerreißung des Vaterlandes, werde eine ewige Veränderung deutscher Nation bringen; doch mußte er dem Vorgehen des Kaisers gegenüber, über dessen Arglist ihm jetzt die Augen aufgingen, das Recht der Nothwehr anerkennen. Allein der Schmalkaldische Bund, zu trotzig, um dem Kaiser keine Vorwände zur Gewaltanwendung zu bieten, und zu verzagt, um der drohenden Gewalt rücksichtslos zuvorzukommen, bestand seine Probe nicht. Nachdem man dem Feldhauptmann der süddeutschen Städte verwehrt hatte, die günstigen Augenblicke zu benutzen, brach im Rücken der Bundesgenossen der mit dem Kurfürsten verfeindete, vom Kaiser geköderte Herzog Moriz von Sachsen los, und alsbald lösten die Verbündeten ihre gegen den Kaiser vereinigte Macht auf, um ihm dann einzeln zur Beute zu werden. Vor Morizens Ansturm war die Wittenberger Universität auseinandergestoben und Melanchthon mit den Seinigen nach Zerbst geflüchtet, wo ihn mitten unter den niederbeugenden öffentlichen Unglücksfällen die Todesbotschaft seiner in Königsberg verheiratheten Tochter Anna traf, eines Kindes, von dem er schrieb, es sei ihm lieber als sein Leben gewesen. Von verschiedenen Seiten bewarb man sich um den Geflüchteten, er aber schlug alle Anträge aus, um das Schicksal Wittenbergs abzuwarten. Inzwischen kam der Kurfürst zurück, vertrieb den Herzog aus seinen Landen, bedachte aber den übermächtigen Kaiser weder zu begütigen, noch mit genügenden Kräften zu erwarten, bis ihn derselbe, nach Unterwerfung der süddeutschen Bundesgenossen und Unterdrückung der im Erzstift Köln begonnenen Reform, im Frühling 1547 bei Mühlberg überraschte, entscheidend schlug und gefangen nahm. Gleich darauf ward auch Philipp von Hessen durch arglistige Vorspiegelung in des Siegers Hände gelockt.

wo er anders seinen Verheißungen trauen solle; dann faßt er Melanchthon bei der Hand mit den Worten: „Seid getrost, Philippe, Ihr werdet nicht sterben,“ und richtet vor allem sein bekümmertes Gewissen mit kräftigen Worten auf. Und da Melanchthon zu sich kommt und sich aufrichtet, aber ihn bittet um Gottes willen, er möchte ihn lassen hinziehen, er sei jetzt auf einer guten Fahrt, antwortet Luther: „Mit nichten, Philippe, du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen,“ bringt ihm auch selbst zu essen und spricht: „Hörst du, Philippe, du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann.“ Melanchthon erzählte nie anders, als daß Luther ihn damals aus des Todes Rachen gerissen habe. — An seines großen Freundes Sterbebett zu stehen war ihm selber nicht vergönnt. Noch im December 1845 hatte er diesen auf einer Reise nach Mansfeld begleitet, ihr Verhältniß war so zutraulich wie je. Im Januar reiste Luther nach Eisleben; es war nur Unpäßlichkeit, was Melanchthon diesmal zurückhielt, aber er schrieb ihm wiederholt, und noch am 18. Februar hatte er eben einen herzlichen Brief an ihn angefangen, als die Todesbotschaft eintraf. Tief erschüttert ging Melanchthon mit derselben in seinen Hörsaal, wo er den Römerbrief auslegen sollte, theilte den Studenten Luthers Heimgang mit und schloß mit den Worten: „Ach, der Wagen Israels ist dahin, der die Kirche in diesem letzten Alter der Welt regiert hat; denn wahrlich, durch menschliche Klugheit ist diese Lehre nicht erfunden worden, sondern sie ist von Gott durch diesen Mann geoffenbaret worden, wie wir auch selber gesehen haben, daß er von Gott erweckt worden ist. Dich bitt' ich, du Sohn Gottes und Immanuel, der du für uns gekreuzigt und auferstanden bist, du wollest deine Kirche regieren und schirmen!“ Darauf brach er mit allen seinen Zuhörern in lautes Weinen aus. Auch sonst hat er gern auf den Heimgegangenen die Worte angewandt, welche Elisa dem scheidenden Elias nachruft: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter!“ —

Mit Luthers Tode beginnt eine letzte und trübste Zeit im Leben Melanchthons; so sehr man der verwaisten evangelischen Kirche den überlebenden großen Gehülfen Luthers gönnt, für ihn selbst war es ein tragisches Geschick, das ihn noch vierzehn Jahre aufbehielt. Wieder wie einst in den Tagen der Zwickauer Propheten, aber inmitten viel hartnäckigerer Nöthe war er an die Spitze des deutschen Protestantismus gestellt, ohne nach

seiner ganzen Eigenart dieser Führerrolle genügen zu können, und so wird er je länger je mehr neben dem heimgegangenen Heros der Reformation der Märtyrer derselben. Und nicht nur, daß der lange zurückgehaltene Strom äußerer, politischer Heimsuchung sich über ihn ergießt, — schlimmer ist, daß der innere Verfall der evangelischen Bewegung, ihre Entartung in Engherzigkeit und Verketzerungssucht an ihm in einem Maße von Undank offenbar wird, das auch nur betrachtend zu ermessen allzu peinlich wäre, wenn nicht die Leidensgröße des Mannes, der bis ans Ende sich selbst getreu bleibt, uns ein Gegengewicht böte.

Zunächst brach herein, was lange gedroht und lange gezögert hatte, der Religionskrieg. Mit schwerem Herzen sah ihn Melanchthon kommen; dieser Krieg, sagte er im Hinblick auf die nun unheilbar werdende innere Zerreißung des Vaterlandes, werde eine ewige Veränderung deutscher Nation bringen; doch mußte er dem Vorgehen des Kaisers gegenüber, über dessen Arglist ihm jetzt die Augen aufgingen, das Recht der Nothwehr anerkennen. Allein der Schmalkaldische Bund, zu trotzig, um dem Kaiser keine Vorwände zur Gewaltanwendung zu bieten, und zu verzagt, um der drohenden Gewalt rücksichtslos zuvorzukommen, bestand seine Probe nicht. Nachdem man dem Feldhauptmann der süddeutschen Städte verwehrt hatte, die günstigen Augenblicke zu benutzen, brach im Rücken der Bundesgenossen der mit dem Kurfürsten verfeindete, vom Kaiser geköderte Herzog Moriz von Sachsen los, und alsbald lösten die Verbündeten ihre gegen den Kaiser vereinigte Macht auf, um ihm dann einzeln zur Beute zu werden. Vor Morizens Ansturm war die Wittenberger Universität auseinandergestoben und Melanchthon mit den Seinigen nach Zerbst geflüchtet, wo ihn mitten unter den niederbeugenden öffentlichen Unglücksfällen die Todesbotschaft seiner in Königsberg verheiratheten Tochter Anna traf, eines Kindes, von dem er schrieb, es sei ihm lieber als sein Leben gewesen. Von verschiedenen Seiten bewarb man sich um den Geflüchteten, er aber schlug alle Anträge aus, um das Schicksal Wittenbergs abzuwarten. Inzwischen kam der Kurfürst zurück, vertrieb den Herzog aus seinen Landen, bedachte aber den übermächtigen Kaiser weder zu begütigen, noch mit genügenden Kräften zu erwarten, bis ihn derselbe, nach Unterwerfung der süddeutschen Bundesgenossen und Unterdrückung der im Erzstift Köln begonnenen Reform, im Frühling 1547 bei Mühlberg überraschte, entscheidend schlug und gefangen nahm. Gleich darauf ward auch Philipp von Hessen durch arglistige Vorspiegelung in des Siegers Hände gelockt.

Der deutsche Protestantismus als politische Macht lag zerbrochen zu den Füßen des Kaisers.

Für Melanchthon war nun auch in Zerbst kein Bleiben mehr. Er bringt die Seinigen nach Magdeburg, wo fast allein noch die protestantische Fahne muthig wehte; von hier geleitet er Luthers Witwe und Waisen, die nach Dänemark flüchten wollen, bis Braunschweig, verschenkt was er von Hab und Gut gerettet, hin und her an vertriebene Amtsgenossen und nothleidende Studenten, und richtet an den kaiserlichen Sekretär eine Bittschrift für seine Kollegen aus den anderen Fakultäten, — nicht für sich selbst. Die Antwort bot auch ihm freie Rückkehr an, wenn er die Theologie aufgeben wolle, — er denkt nicht daran. Aber auch eine wiederholte Berufung nach Tübingen und ebenso nach Frankfurt an der Oder, wo ihn der Kurfürst von Brandenburg zum rector perpetuus machen will, lehnt er ab. Inzwischen fängt das trübe Dunkel der allgemeinen Lage an, sich ein wenig zu lichten. Herzog Moriz, in des Kaisers halbwahre Unterscheidung der Schmalkaldner Bundessache und der protestantischen Religionsangelegenheit aus Ehrgeiz eingegangen, will doch das evangelische Bekenntniß mit nichten preisgeben; vom Kaiser mit der sächsischen Kurwürde und dem größten Theil der Kurlande belohnt, ruft er die Wittenberger Universität wieder zusammen. Andererseits denken die Söhne des gefangenen Kurfürsten, denen ein beschränktes Herzogthum verblieben ist, an die Stiftung einer neuen evangelischen Universität und rechnen für dieselbe auf Melanchthon. Daß er auch diesem Anerbieten gegenüber an seinem lieben Wittenberg gehalten, also den Söhnen seines ehemaligen Landesherrn den treulosen Vetter und Nachfolger desselben gewissermaßen vorgezogen hat, ist ihm schon damals bitter verdacht worden — mit Unrecht. Nicht einem Fürstenhause, sondern der evangelischen Sache war Melanchthon in erster Linie verpflichtet, und für diese war doch das Wichtigste in jenem gefährdeten Stand der Dinge, daß die Universität, welche der Ausgangspunkt der Reformation und dreißig Jahre hindurch ihr vornehmster Herd gewesen, in ihrer Bedeutung erhalten blieb; auch ist die von den sächsischen Herzögen geplante Jenaer Universität erst elf Jahre später zu stande gekommen. Der neue Kurfürst, bei dem der große Lehrer ausgezeichneten Empfang und über den Fortbestand der evangelischen Sache Beruhigung fand, wollte demselben, da in Wittenberg noch alles ungeordnet war, einen Lehrstuhl in Leipzig geben, aber auch hier zog Melanchthon vor, in Wittenberg einstweilen kümmerlich auf eigne Kosten zu leben,

bis endlich auf sein Betreiben zu Anfang des Jahres 1548 die Universität neu ausgestattet ward und wieder in Gang kam.

Die politische Bedrängniß war hiermit leidlich vorüber; eine ungleich schwerere kirchliche war im Anzug. Eben jetzt begann der Kaiser seinen Sieg auf das religiöse und kirchliche Gebiet zu verfolgen. Nicht durch einfache Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt; er wollte für sich gesiegt haben, nicht für den Papst, mit dem er nichts weniger als zufrieden war. Das 1545 in Trient eröffnete päpstliche Concil hatte Melanchthons Urtheil gerechtfertigt, daß die hier versammelten Väter „sich um die Kirche Christi nicht mehr bekümmerten als Homers Cyclopen“: anstatt vor allem, wie der Kaiser wünschte, die auch vom katholischen Deutschland geforderte Kirchenverbesserung vorzunehmen, beeilte es sich, die Lehren der Protestanten zu verdammen, und ließ sich dann vom Papst in dessen Gebiet nach Bologna verlegen. Der Kaiser bestand darauf, daß es nach Trient zurückkehre und unter Theilnahme der Protestanten die streitigen Punkte wieder aufnehme; inzwischen wollte er selbst in Deutschland den Religionssachen eine einstweilige Ordnung schaffen. Von zwei mild-katholischen Bischöfen und einem ebenso eiteln als biegsamen protestantischen Theologen, dem kurbrandenburgischen Hofprediger Agricola, ließ er eine einstweilige Lehr- und Kirchenordnung aufstellen, das sogenannte Augsburger Interim, welches den Protestanten in der Rechtfertigungs- und der Meßopferlehre einige zweideutige Formeln bot, auch den Laienkelch und die Priesterehe bis auf weiteres beließ, aber das Verdienst der Werke, die sieben Sakramente, die Heiligenverehrung, die Autorität der Tradition und Auslegungsgewalt der Kirche, überhaupt die ganze päpstlich-bischöfliche Kirchengewalt wiederherstellte. Die katholischen Stände lehnten dies Interim sofort für sich selbst ab, billigten es dagegen für die Protestanten; die Mehrzahl der Protestanten verwarf es gleichfalls, wurde nun aber, während die Katholiken unbehelligt blieben, mit Gewalt zur Unterwerfung angehalten. Zunächst den oberdeutschen Städten zwang der Kaiser sein Gebot auf; in Ulm wurden die widersprechenden Prediger in Ketten gelegt, Konstanz mit Waffen überfallen und der evangelischen Predigt für immer beraubt; von Stadt zu Stadt flüchteten die vertriebenen Geistlichen, allein aus Schwaben und Rheinland an vierhundert; wer konnte, nach dem erschütternden Ausgang des Schmalkaldischen Krieges, dem Kaiser zu widerstehen hoffen? Während der gefangene Kurfürst und das freie stolze Magdeburg fast allein noch trotzten, hatte Joachim von Brandenburg das In-

terim sofort angenommen und weiter empfohlen. Moriz von Sachsen hatte einen Mittelweg eingeschlagen und sich Verhandlung mit seinen Ständen vorbehalten. Eben dieser Mittelweg sollte zu einem Fallstrick für Melanchthon werden.

Als Melanchthon von dem Kurfürsten den Text des Interims zur Begutachtung erhielt, fiel dies Gutachten ganz seiner bisherigen Haltung gemäß und bei aller Mäßigung wesentlich ablehnend aus. Es beklagte die in dem Interim „aufgefärbten Lügen und Mißbräuche“, lehnte die Verdunkelung der Rechtfertigungslehre und die Wiederanwendung der Opferidee auf das Abendmahl ab, verwarf die Herstellung der Heiligenanbetung und der Seelenmessen, und faßte sich nach der Erklärung, daß man in der Lehre keinenfalls, sondern nur etwa in den Mitteldingen, wie bischöfliche Verfassung, Feiertage und Ceremonien, etwas nachgeben könne, in die Worte zusammen: „Ich will überhaupt mein Gewissen nicht beladen mit diesem Buche.“ Im selben Sinne sprach sich Melanchthon gegen seine Freunde aus; Joachim von Brandenburg schämte sich nicht, ihn beim Kaiser als den Hauptgegner des Interims anzugeben, und der Kaiser verlangte von dem sächsischen Kurfürsten seine Auslieferung. Der Kurfürst nahm ihn als einen verdienstvollen und friedfertigen Mann gegen den Kaiser in Schutz, verlangte aber andererseits Hülfe von ihm in der Noth, in welcher er selber sich befand. Moriz war nicht gewillt, sein evangelisches Bekenntniß zu opfern, sah auch, daß er seinem Volke den Katholicismus in Form des Augsburger Interims nicht wieder aufdrängen könne; andererseits konnte er sich, wie die politischen Dinge zur Zeit lagen, dem Machtgebot des Kaisers auch nicht einfach versagen, und so hielt er sich an den Mittelweg, den Melanchthon selbst ihm angedeutet hatte, an der reinen Lehre festzuhalten, aber in den sogenannten Mitteldingen, Verfassung, Kultus, Sitte möglichst nachzugeben. Von hier aus versteht sich jenes Antwortschreiben Melanchthons an den kurfürstlichen Rath Christoph von Carlowitz, von dem Ranke sagt, er wünschte, Melanchthon hätte diesen Brief nicht geschrieben, und der allerdings wohl den Tiefpunkt seiner Entmuthigung und Nachgiebigkeit bezeichnet. Er erklärt dem ihn bedrängenden Staatsmann: der Kurfürst möge doch, was ihm in der Interimssache heilsam erscheine, auf eigne Hand thun; er, Melanchthon, werde sich nicht aufrührisch zeigen, sondern entweder schweigen oder weggehen oder ertragen, was geschehe; habe er doch auch ehedem, wenn Luther seinem Temperament allzuviel nachgegeben, hier eine fast unziemliche Knechtschaft ertragen. Nun aber solle

er nicht bloß schweigen, sondern auch das Interim empfehlen. Carlowitz kenne ja seinen friedfertigen Charakter. Nicht er habe die ganze religiöse Bewegung entfacht; er habe in die vorgefundene mäßigend eingegriffen, zwischen Nothwendigem und Ungestümem unterschieden, und unbekümmert um die entgegengesetzten Urtheile der Menschen aufrichtig der Kirche Bestes gesucht. Er wolle auch jetzt zu deren Beruhigung beitragen, nur wolle er nicht, daß die Lehre verändert oder rechtschaffene Männer vertrieben würden. Er sei einverstanden, daß die alte Kirchenverfassung, wie das Interim bestimme, bestehen bleibe, denn es sei nicht zu erwarten, daß die Höfe ungelehrter Fürsten auf die Dauer eine bessere Lehraufsicht führen würden. Auch die im Interim vorgeschriebenen Gebräuche nehme er an; er habe sie von Kind auf lieb gehabt und sei überhaupt ein Freund von Zucht und Ordnung. Aber hinsichtlich des Glaubens müsse das Interim verbessert werden, und die Anrufung der Heiligen werde er durch seine Zustimmung nicht bekräftigen. Auch die Nachgiebigkeit um des Friedens willen müsse ihre Grenze haben: wenn die Machthaber ihn unerachtet seiner Mäßigung für einen Ruhestörer halten wollten, so werde er mit Gottes Hülfe tragen, was ihm begegnen werde; es hätten schon viele um geringerer guten Sache willen die Wahrheit dem Leben vorgezogen. — Ich kann in diesem Briefe nichts finden, was Melanchthons unwürdig wäre oder seiner seither bewährten Denkart widerspräche. Es ist gewiß die Sprache eines unkriegerischen und bis an die äußerste Grenze des Gewissens zurückweichenden Mannes, aber Melanchthon war in der That bis an diese Grenze gedrängt. Leider besitzen wir den Brief Carlowitzens nicht, der ihn dahin gedrängt hat und uns die eingeschüchterte Antwort erst ins volle Licht rücken würde: ohne Zweifel hat er ihm nicht nur seine persönliche Bedrohung seitens des Kaisers mitgetheilt, die doch so ernst war, daß Melanchthon sich im Einverständniß mit dem Kurfürsten damals eine Zeitlang von Wittenberg zurückzog, sondern er wird ihm auch die unheilvollen Folgen eines offenen Widerstandes gegen das Interim mit den lebhaftesten Farben geschildert haben, die Vertreibung der evangelischen Prediger, die Verödung der Gemeinden, kurz die Anwendung der süddeutschen Gewaltmaßregeln auch auf Kursachsen. Sollte Melanchthon nicht durch eine halbe Nachgiebigkeit die volle Wucht des Schlages abwenden helfen? Und nun trafen die ihm zugemutheten Zugeständnisse eine weite Strecke Weges mit seinen immer schon gehegten erhaltsamen Neigungen zusammen. Für die reine evangelische Lehre konnte er sich mit voller Ueberzeugung

einsetzen, nicht so für die in Kursachsen aufgekommene Gottesdienstordnung und Consistorialverfassung, — in diesen Stücken hatte er seine conservativeren Wünsche der nicht von ihm ausgegangenen dortigen Entwicklung geopfert: sollte er auf jede Gefahr hin widerstehen, wenn nun eine mächtigere Nöthigung in die Bahn seiner eigenen alten Wünsche zurücktrieb? So bleibt in jenem Briefe an Carlowitz meines Erachtens nur Ein Fehlgriff: daß der arglose, unpolitische Mann seine innersten Empfindungen und Erwägungen einem Staatsmanne anvertraute, der dieses Vertrauen sofort mißbrauchte. Carlowitz sorgte sofort dafür, daß Abschriften dieses Privatbriefs an Freund und Feind, bis in des Kaisers Hände gelangten. Die Evangelischen trauerten, die Papisten triumphirten, der Kaiser soll gesagt haben: „Den habt ihr, — sehet zu, daß ihr ihn festhaltet." Er irrte sich dennoch; es war Melanchthon noch ernster mit dem, was er mit Einsetzung seines Lebens festhielt, als mit dem, was er der Noth der Zeit nachzugeben bereit war.

Auf der von Melanchthon bezeichneten Linie — Wahrung der reinen Lehre, aber Nachgiebigkeit in den sogenannten Mitteldingen — wurde nun von der kurfürstlichen Regierung einerseits mit den Theologen, andererseits mit den Ständen verhandelt. Beide verhehlten ihre Bedenken gegen eingreifendere Rückbildungen der Kirchenordnung nicht, fügten sich aber schließlich aus Gehorsam gegen ihre Obrigkeit in das, was dieser unerläßlich schien. Das Ergebniß dieser Verhandlungen, wie es gegen Ende des Jahres 1548 zu stande kam, war das von dem bald zu erwähnenden Flacius so genannte „Leipziger Interim". Es stellte die Glaubenspunkte nach Melanchthonischer Lehrart unzweideutig fest, sicherte der Taufe, Abendmahlsfeier, Confirmation, Beichte ihre evangelische Handhabung, räumte dagegen die Herstellung des bischöflich-päpstlichen Kirchenregiments und verschiedener katholischer Kultushandlungen, auch der letzten Oelung und des Frohnleichnamsfestes ein. Auch diese Zugeständnisse waren evangelisch verclausulirt; Papst und Bischöfe sollten ihr Amt nach göttlichem Befehl ausrichten, zur Erbauung und nicht zur Verstörung, die letzte Oelung sollte ohne abergläubische Zuthat geübt werden u. s. w., aber offenbar lag hier der schwache Punkt des Compromisses. Mit Recht fragten die Stände, wie man denn zu solchen Bischöfen kommen solle; die Geistlichen waren mit einer nicht-abergläubischen Handhabung der letzten Oelung in Verlegenheit, und wenn auch Luther früher zum Ertragen päpstlicher Aeußerlichkeiten gerathen hatte, wo nur die

Predigt des Evangeliums freigegeben werde, so war doch zwischen dem Dulden von Herkömmlichem und dem Wiedereinführen von Abgethanem ein großer Unterschied. In solche mit gutem Grunde abgekommenen katholischen Riten und Feste einen evangelischen Sinn hineinlegen mochte wohl der Gelehrte, nicht aber das Volk: dem kam in den alten Formen der ganze Katholicismus zurück, und wenn vollends die Herstellung der päpstlich-bischöflichen Gewalt zur Wirklichkeit geworden wäre, so würde es auch mit der vorbehaltenen freien Predigt des Evangeliums bald zu Ende gewesen sein. Glücklicherweise fühlte der Kurfürst selbst, daß er seinem Volke den vollen Umfang auch seines Leipziger Interims nicht bieten dürfe: die Herstellung der bischöflich-päpstlichen Gewalt ließ er auf sich beruhen, auch die rituellen Neuerungen wurden theils befolgt, theils nicht befolgt, ohne daß man die Unterlassung ahndete; bald war von allen neueingeführten „Mitteldingen" nur noch der katholische Chorrock übrig, und auch der durfte wohl einmal fehlen, wenn vor dem Kurfürsten gepredigt ward. Nichtsdestoweniger gereichte das Leipziger Interim der evangelischen Kirche in Sachsen zu großer inneren Verwirrung, indem sich ihm gegenüber eine Partei der Unnachgiebigen bildete und über die nachgiebig Gewesenen mit den schärfsten Angriffen herfiel, — vor allem über Melanchthon.

Melanchthon hatte an den theologischen Berathungen über das Leipziger Interim theilgenommen, aber nur die unanstößigen Lehrartikel waren von ihm verfaßt. Hinsichtlich der Zugeständnisse in den sogenannten Mitteldingen bemühte er sich wesentlich um Ermäßigung, nur daß er die Zumuthungen der Staatsmänner nicht grundsätzlich zurückwies und das Unabweisliche aus Gehorsam gegen die Obrigkeit hinnahm und hinnehmen lehrte. So galt er dem Kaiser nach wie vor als die Seele des Widerstandes; derselbe forderte abermals seine Landesverweisung, die der Kurfürst indeß mannhaft zurückwies, und in der That erwies er sich weit tapferer, als man nach jenem Briefe an Carlowitz gehofft oder gefürchtet hatte. Einen Ruf nach England lehnte er ab, weil er von seinem Posten in Wittenberg nicht weichen wollte. Seinen Studenten rief er zu: „Bedenket, daß ihr die Hüter der Wahrheit sein sollt, und erwäget, was euch Gott durch die Propheten, durch die Apostel und zuletzt durch Doctor Luther zu bewahren anvertraut hat!" Er gab in ebendiesen Zeiten verschiedene Bände von Luthers deutschen Schriften neu heraus, und in der „Wiederholung der Augsburger Confession" von 1551, einer erneuten Darlegung des evangelischen Bekenntnisses, die mit vorzüglicher Klarheit alles um

die beiden Gesichtspunkte des Rechtfertigungsgedankens und des Kirchenbegriffs gruppirte, war von den Interimszugeständnissen nichts zu spüren. So war sein persönlicher Antheil an jenem unglücklichen Compromiß fast nur ein leidentlicher: er hatte sich nicht grundsätzlich widersetzt und den Begriff der Adiaphora, der unschuldigen Mitteldinge, die doch für viele nicht unschuldig und überhaupt gemeingefährlich waren, nicht hinreichend geprüft. Er selbst hat später in seinem Verhalten einen Fehlgriff eingestanden, und es beklagt, sich „von jenen trugvollen Berathungen nicht zurückgezogen zu haben". Als seine Freunde Brenz und Calvin, dann der Hamburger Superintendent Aepinus ihm in brüderlicher Weise Vorhaltungen machten, antwortete er ihnen ohne jede Verletztheit: „Wir nehmen es euch nicht übel, liebreich von euch ermahnt oder getadelt zu werden; in der Freundschaft und besonders in der Kirche sind solche Dienstleistungen nöthig. Ihr befürchtet geheimen Trug, weil wir nicht über Adiaphora streiten. Auch wir kennen diese Gefahren und wissen, daß uns Manche zum Papstthum zurückführen möchten. Da wir aber größere Dinge zu vertheidigen haben, so lassen wir den Streit über die Adiaphora. Sollten wir zum Aufruhr reizen? Wären dadurch nicht des Kaisers Heere wieder herbeigezogen worden? War nicht das Beispiel Schwabens vor Augen, wo viele Gemeinden ohne Prediger und den Feinden wieder preisgegeben sind? Wir wollen weder die Einführung unchristlicher Ceremonien, noch daß man ohne die gewichtigsten Ursachen die Gemeinden aufgebe." — Nach alledem wird man gestehen müssen, daß, wenn Melanchthon in Sachen des Interims gefehlt hat, diese Verfehlung jedenfalls aus seinen gewissenhaftesten Erwägungen, aus den schuldlosesten Bedingtheiten seines Charakters und seiner Lage entsprungen ist.

Aber schon war diese schuldlose Schuld aufgegriffen von dem Manne, der, ebenso pietätslos wie hochbegabt und voll leidenschaftlichen Strebens das Autoritätserbe Luthers anzutreten, sich zum unermüdlichen Marterer des alternden Praeceptor Germaniae ausbilden sollte, dem Magister Matthias Flacius. Dieser aus Illyrien stammende junge Wittenberger Docent, in seinem Entwicklungsgange nicht ohne Aehnlichkeit mit Luther, aber ohne Luthers weites, liebevolles Herz, ein hochstrebender Fanatiker, war von Melanchthon durch Wohlthaten verpflichtet, aber auch wie er meinte durch Vorenthaltung eines erhofften Lehrstuhls verletzt, als die Interimswirren ausbrachen. Er verließ Wittenberg, um sich nach Magdeburg zu begeben, der Zufluchtsstätte vieler um des Augsburger Interims willen Vertriebenen,

und traf hier mit Amsdorf und anderen gegen Melanchthon feindseligen strengen Lutheranern zusammen. Eine „Kanzlei Gottes“ ward formirt, und mit hohem Muthe, — denn bald war die Stadt von des Kaisers Kriegsvölkern belagert — aber mit noch höherer Leidenschaftlichkeit gegen beiderlei Interim und deren Urheber wie Anhänger ein literarischer Krieg eröffnet, der bald kein höheres Ziel kannte, als die moralische Vernichtung Melanchthons. Jener Brief an Carlowitz wird maßlos ausgebeutet, die vertrauten Briefe Luthers an Melanchthon aus jener verzagten Zeit auf dem Augsburger Reichstag, Briefe, die der Empfänger dem Flacius arglos geliehen, boshaft veröffentlicht, die Wittenberger als „Baalsdiener, Buben, Epikuräer, Samaritaner“ bezeichnet und der Buhlschaft mit dem babylonischen Weibe geziehen. Nächst der eigenen Leidenschaft diente man damit zugleich der Bitterkeit der sächsischen Herzöge gegen das angeblich ungetreue Wittenberg, welches schlimmer behandelt ward als selbst die, welche das Augsburger Interim ohne Einschränkung angenommen, ja dasselbe mit verfaßt oder empfohlen hatten. Melanchthon setzte diesen Angriffen längere Zeit nur Schweigen entgegen, dann antwortete er dem Flacius mit einer Ruhe und Mäßigung, die man nach solchen Kränkungen um so mehr bewundern muß. Die Lehre, sagte er, werde in Wittenberg und in der sächsischen Kirche unverfälscht verkündigt; in den Gebräuchen sei allerdings einiges verändert worden, und er hätte gewünscht, es wäre nicht geschehen; aber mit gutem Gewissen habe er gerathen, es zu tragen, auf daß die Gemeinden nicht zerstört würden. „Du sagst, man soll lieber die Kirchen verlassen und den Fürsten mit Aufruhr drohen, als sich in die Adiaphora schicken: mit einem solchen Rathe will ich mich nie belasten. Wahrlich, wir tragen viel Schwereres als den Chorrock! Wir müssen den Haß der Mächtigen dulden, den Verdacht des Volkes, die Abneigung alter Freunde, die Zwietracht unter den Lehrern, Schmähungen und Verleumdungen aller Art. Sollen wir um solcher Uebel willen unsern Standort nicht verlassen, um wieviel weniger um einer Kleinigkeit willen, wie das weiße Chorhemd, das der Frömmigkeit nichts schadet. . . Es ist falsch, wenn man behauptet, ich habe gerathen, man solle sich fügen, wenn auch alle alten Mißbräuche wieder eingeführt würden; so was habe ich nie gesagt. Ich will dich nicht angreifen; laß uns in Frieden unsern Schmerz tragen, und suche nicht neuen und heftigeren Streit zu entzünden. Man kann über den Chorrock verschiedener Ansicht sein, ohne darüber das Gebot der Liebe zu vergessen.“ Ein Appell an die christliche Ge-

sinnung des Gegners, der vollkommen vergeblich blieb; Flacius hatte zur Antwort nur eine scharfsinnige, herzlose Abhandlung über den Begriff der Adiaphora, die von neuen Beleidigungen strotzte.

Nun schienen freilich im Jahre 1552 die weltgeschichtlichen Begebenheiten diesen ganzen Streit aus der Welt zu schaffen. Kurfürst Moriz, der in des Kaisers Namen das trotzige Magdeburg belagert, besinnt sich angesichts desselben eines Besseren; verletzt durch des Kaisers gewaltsames und herrisches Auftreten in Deutschland und durch das wortbrüchige Gefangenhalten der Schmalkaldischen Bundeshäupter, entschließt er sich gutzumachen, was er der protestantischen Sache Böses gethan, kehrt unerwartet seine Waffen wider den stolzen Sieger und entreißt ihm im Passauer Vertrag alle Früchte des Schmalkaldischen Krieges. Eben hatte ein neuer Papst auf des Kaisers Verlangen das Tridentiner Concil wieder eröffnet und die Protestanten hatten dasselbe beschicken müssen; auch Melanchthon, der eben hiezu jene „Wiederholung der Augsburger Confession" zu verfassen gehabt, war von seinem Hofe mit dieser Sendung betraut, aber — da man bereits mit anderen Plänen umging — zunächst angewiesen, in Nürnberg auf weitere Instructionen zu warten; nach vergeblichem Warten heimgekehrt empfing er die gewaltigen Nachrichten. Das Concilium war vor Morizens Waffen auseinandergestoben, der Kaiser hatte die gefangenen Fürsten und die evangelische Religionsübung freigegeben; vom Interim war keine Rede mehr. So war, zumal da drei Jahre später der Augsburger Religionsfriede folgte, die äußere, politische Gefährdung der Reformation für die noch übrige Lebenszeit Melanchthons beseitigt, und eine Zeit friedlicher und gesegneter inneren Arbeit in seinem Sinne hätte folgen können, — wenn seine Gegner, den fanatischen Flacius an der Spitze, es zugelassen hätten. Aber nun brachen die schon zu Luthers Zeiten glimmenden und im Interimsstreite aufgeloderten inneren Zwietrachtsflammen erst recht ungezügelt hervor, um dem großen friedsamen Lehrer keine ruhige Stunde mehr zu gönnen und ihn schließlich den Tod als Erlöser von der „Wuth der Theologen" geradezu ersehnen zu lassen.

Es trat in der nunmehr unter den Protestanten aufwuchernden theologischen Zänkerei, in dem von Flacius unablässig geführten und geschürten theologisch-kirchlichen Feldzug gegen Melanchthon und seine Freunde jenes innere Verhängniß der Reformation hervor, welches dieselbe hernach über der Frage des Wie? der Gegenwart Christi im Abendmahle in zwei ein-

ander verdammende Confessionen zerrissen und dem Jesuitenorden mit seiner gewaltsamen Gegenreformation den furchtbaren Siegesweg ins Herz des Protestantismus geöffnet hat. Die „reine Lehre“, dies Schiboleth der Reformation, ward aus einem religiösen Begriff in einen theologischen umgedeutet: der Schatz des wiedergefundenen reinen Evangeliums sollte mit dem dreifachen Erz eines unfehlbaren theologischen Systems umschlossen werden, und über dieser Einschnürung entwich der lebendige Geist, um einem neuen Gesetzeswesen Raum zu machen, einem Gesetzesdienst nicht mehr der ceremonialen Werke, aber statt dessen der formulirten Dogmen; indem so an Stelle des Herzensglaubens die verstandesmäßige Rechtgläubigkeit trat, erstarb die Freiheit, die Duldung, die Liebe, und die bösen Geister des Fanatismus, des Religionshasses lebten auf. Ein innerer Abfall des Protestantismus von sich selbst, der nur dann vielleicht hätte vermieden werden können, wenn neben der reinen Lehre die mündige Gemeinde, die kräftige und geordnete Bethätigung des allgemeinen Priesterthums einen wesentlichen Stützpunkt der jungen Kirche gebildet hätte; aber daran gebrach es, die Gemeinde blieb unmündig und gebunden, der predigende Theologe war ihres Glaubens Herr, und so erschien die theologische Formel bald als das ausschließliche Fundament der evangelischen Kirche. Daß, wo nur Christus als der einige Grund festgehalten werde, ein Daraufbauen von Gold, Silber, Holz, Stroh freigegeben werde könne, daß auf Grund religiöser Glaubenseinheit eine Freiheit und Mannigfaltigkeit theologischer Ansichten zu ertragen sei, dieser Gedanke hat doch auch Luthern noch vollkommen fern gelegen; mühsam hat er an seinem großen Gehülfen jene geringen Lehrabweichungen getragen, und was einem so großen Geiste kaum möglich war, wie hätten die kleineren epigonischen Geister es vermocht? Am meisten hat sich Melanchthon jenem großen kirchlichen Duldungsgrundsatz unserer Tage genähert, wiewohl auch er ihn nicht mit grundsätzlicher Klarheit gehegt hat; aber was er davon in sich trug und für sich in Anspruch nahm, hat er in seinen Tagen seitens einer desto leidenschaftlicheren Unduldsamkeit büßen müssen. Wohl hatte der alle seine Gegner überragende Mann fortwährend eine ihm treuergebene zahlreiche theologische Schule; ja die Gesinnungen aller Besonnenen und höher Gebildeten standen auf seiner Seite; aber die ihm feindliche Minderheit hatte die rücksichtslose Entschlossenheit und den unbewußt sich entwickelnden Zug der Zeit auf ihrer Seite. So ist es nach seinem eignen Gefühl ein vergeblicher, wahrhaft tragischer Kampf, den er von nun

an bis an ein Ende für Frieden und Eintracht kämpft; wenn das noch ein Kampf genannt werden kann, wo auf der einen Seite wilder Angriff auf Tod und Leben, auf der anderen nicht sowohl thätige Abwehr als hoffnungslos leidende Geduld ist. Aber nicht leicht gibt es ein für die innerevangelischen Kämpfe unserer Zeit lehrreicheres Schauspiel.

Natürlich ward die Interimsanklage gegen Melanchthon nicht fallen gelassen, wenn auch das ganze Interim dahingefallen war. Aber um sie zu verstärken, wurden auch die älteren Beschwerden über Melanchthons Lehrart wieder hervorgesucht. Er sollte nicht richtig sein vor allem in der Grundlehre der Reformation, in der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Zwar hatte er eben erst gegen den nach Königsberg übergesiedelten Osiander, der unter Rechtfertigung nicht eine Zurechnung, sondern eine Einpflanzung der Gerechtigkeit Christi verstehen wollte, auf Anrufen des Herzogs von Preußen die evangelische Grundwahrheit in einer Weise klargestellt, der auch die bittersten Gegner nichts anzuhaben vermochten. Aber er hatte früher einmal die guten Werke eine conditio sine qua non, eine unerläßliche Nebenbedingung der Rechtfertigung genannt, und ob er sich nun auch längst dieses mißverständlichen Ausdrucks begeben und auf die einfache Behauptung der „Nothwendigkeit der guten Werke“ oder des „neuen Gehorsams“ zurückgezogen hatte, so redeten doch wohl seine Schüler von einer „Nothwendigkeit zur Seligkeit“. Gegen einen derselben, Georg Major, zog nun Amsdorf zu Felde, vertrieb ihn von Haus und Amt und verkündete „die Schädlichkeit der guten Werke zur Seligkeit“. Ebenso lehrte Melanchthon und seine Schule, wie oben erwähnt, eine „Mitwirkung“ des Menschen bei seiner Bekehrung: dem gegenüber bestanden die Gegner darauf, daß der natürliche Mensch der Gnade gegenüber „wie ein Stein und Block“ sei; wer das leugnete, ward im Herzogthum Sachsen auf Schloß Grimmenstein hinter Schloß und Riegel gebracht. Endlich gaben die Schriften des mit Melanchthon befreundeten Calvin, der damals seine eigenthümliche, aber jedenfalls innerhalb der Wittenberger Concordie sich haltende Abendmahlslehre entwickelte, willkommenen Anlaß, auch diesen alten Streitpunkt wieder aufzugreifen. Alle diese Angriffe wurden nicht nur mit möglichstem Lärm und in den wildesten Formen geführt, sondern liefen womöglich auf Amtsentsetzungen und Landesverweisungen hinaus und waren, wenn auch zunächst nur auf Schüler und Freunde Melanchthons, im Grunde auf niemanden anders als auf den „Lehrmeister Deutschlands“, wie ihn seine

Anhänger nannten, selber gemünzt. Man bekämpfte seine Schüler und verdammte seine Ausdrucksweisen in deren Munde, damit er sich der Angegriffenen annehmen und so zu seiner eigenen Verketzerung die Handhabe bieten sollte; man hoffte dann wohl den redlichen und wohlwollenden, aber in Glaubenssachen zur Engherzigkeit neigenden Kurfürsten August, der inzwischen seinem weit begabteren Bruder Moriz gefolgt war, an ihm irre zu machen. Melanchthon aber enthielt sich des Dreinredens aufs äußerste, überzeugt, daß es doch nichts helfen könne; rieth auch den Fürsten, welche um den Frieden herzustellen an eine Synode dachten, hievon ab, weil jeder solche Versuch den Streit nur ärger machen werde, und er hat ohne Zweifel richtig geurtheilt.

Zwar einmal,. im Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden, gab sich auch Flacius das Ansehen, zu einem Friedensschlusse die Hand zu bieten. Herablassend schreibt er an seinen alten Lehrer und Wohlthäter, berühmt sich, wie er ihn sonderlich geschont, indem er gewisse Briefe nicht veröffentlicht habe, und hält ihm vor, wie sehr er im Punkt der Mitteldinge und der guten Werke gefehlt. Friedfertig und demüthig antwortet Melanchthon: von erfahrener Schonung wisse er nichts; jene Briefe seien nicht von ihm, sondern von seinen Feinden erdichtet; aber in der Interimssache habe er gefehlt, das bekenne er und bitte Gott um Verzeihung, und die Redeweise von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit habe er längst verbessert und auch Majorn abgemahnt, sie zu brauchen. Aber Flacius ist mit einem solchen Briefe mit nichten zufrieden; öffentlich vor ganz Deutschland soll Melanchthon gedemüthigt werden, und so drängt er dem müden, wehrlosen Manne ein Schiedsgericht auf, bestehend aus lauter zu ihm übergegangenen Schülern desselben, und legt ihm durch dasselbe eine Verwerfung aller ihm schuldgegebenen Lehren und Handlungsweisen und seiner in dieselben verwickelten Anhänger zum Unterschreiben vor. „Seid Ihr denn zusammengekommen, um mich zu kreuzigen? ruft Melanchthon den Ueberbringern zu; Ihr wollt Vermittler sein, und legt mir Artikel vor, in denen ich mich und meine Freunde erdrosseln soll!“ Dennoch will er auf die meisten ihrer Forderungen eingehen, wenn sie nur die Nothwendigkeit der guten Werke nicht schlechthin verwerfen und den Verdacht, als habe er die Rechtfertigungslehre verfälscht, zurücknehmen wollen. Beschämt kommen die Unterhändler zu Flacius zurück und bitten ihn um Mäßigung; der aber antwortet ihnen: „Laßt euch nur nicht erweichen; leget dem alten Irrlehrer die

Artikel nochmals vor und sagt ihm, wenn er sie annehme, so wolle ich ihm den öffentlichen Widerruf und die Kirchenbuße erlassen." Melanchthon dankte den abermals Kommenden für ihre Bemühung und lehnte weitere Verhandlungen ab.

Ein solcher Fanatismus vermochte selbst dem gemeinsamen Erzfeinde gegenüber ein protestantisches Ehr- und Schamgefühl nicht wiederzufinden. Noch einmal kam, auf Betrieb des Königs Ferdinand, der 1556 seinem Bruder Karl V. gefolgt war, zu Worms ein Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten zustande. Da brachten die Weimarischen Lutheraner, von Flacius beauftragt, im protestantischen Kreise eine vorgängige Verdammung der Zwinglianer und anderen protestantischen Irrlehrer, auch „derer, welche zur Zeit des Interims abgefallen und ihren Fall nicht erkenneten", in Antrag, und und als alle übrigen Gesandten und Theologen, ehrerbietig um Melanchthon geschaart, das von sich wiesen, machten jene den unglaublichen Versuch, die gegen ihre eigenen Glaubensgenossen gerichteten Verketzerungsartikel den Katholiken einzureichen. Diese ergriffen den erwünschten Anlaß, die ganze Verhandlung abzubrechen, „da man ja nicht wisse, ob man die wirklichen Anhänger der Augsburger Confession vor sich habe, oder nicht," und der Papst schrieb an den Kaiser, er fühle seinen Muth neugestärkt durch dies Verhalten der Protestanten untereinander. Melanchthon aber bot auch nach dieser Schmach, der stärksten, welche der Reformation im 16. Jahrhundert angethan worden ist, nochmals die Hand zur Versöhnung. Er stellte echt evangelische Vergleichsartikel auf, und freudig unterzeichneten bei der Frankfurter Kaiserkrönung von 1558 die evangelischen Fürsten seine Vorlage, die ihnen allen Hader zu schlichten schien. Aber die Herzöge von Sachsen protestiren heftig, Flacius nennt den Frankfurter Receß „das samaritanische Interim", und das Getümmel wird ärger denn zuvor. „Meine Feinde haben gesagt, sie wollten mir Deutschland zu enge machen, schrieb Melanchthon damals an den Landgrafen von Hessen, wiewohl ich nicht weiß, warum sie die große Kainsche Bitterkeit wider mich gefaßt haben, so sie mich in fremde Lande treiben. Was meine Arbeit, Elend und Gemüth allzeit gewesen, wissen Ew. Fürstl. Gnaden selbst und viele verständige Männer in deutscher Nation. Ich will gerne aus diesem Leben, nicht allein aus diesem Lande, weichen, wenn Gott will; bin bisher geblieben dieser Schule zulieb. Soll ich fort, wie ich denn des Todes täglich gewarte, dazu bin ich mit Gottes Hülfe willig und bereit." Vertriebe man ihn in der That, so wollte er wie

einst St. Hieronymus nach Palästina wandern, um dort „unter Anrufung des Sohnes Gottes klare Zeugnisse von der christlichen Lehre niederzuschreiben und sterbend seine Seele Gott zu befehlen“.

Es war indeß ein für Melanchthon charakteristischer Zug, den er ebendamals als Rektor der Universität bei einem Studententumult bewährte. Er hatte die Tumultuanten bitten und beschwören lassen, auseinanderzugehen, — umsonst: da verliert er zuletzt die Geduld, nimmt den Degen und geht allein, der schwache Greis, mitten in das Getümmel, erwehrt sich der Wüthenden und stellt durch sein Auftreten die Ordnung wieder her. Erst mußte er lange genug gezagt und geduldet haben, — dann wurde er stark. So entschlug er sich denn auch gerade in seinen letzten Lebenszeiten des jahrelang innegehaltenen geduldigen und zaghaften Schweigens und stellte seine Abneigung vor allem Streit, seine Besorgniß, Oel ins Feuer zu gießen, zurück vor der empfundenen Verpflichtung, sich seiner Freunde anzunehmen und die Mit- und Nachwelt über seine Ueberzeugungen nicht in Zweifel zu lassen. Als im Jahre 1558 wieder ein Sturmlauf wider die guten Werke erging, ein Prediger in Frankfurt a. O. sich vernehmen ließ, „die da predigen, man müsse gute Werke thun, die gehören zum Teufel“, und Agricola in Berlin von der Kanzel aufforderte: „betet auch wider den schönen neuen engelischen Mittagsteufel, der jetzt wieder hervorkommt und will die guten Werke nöthig machen in den Gläubigen“, antwortete Melanchthon mit einer Schärfe, die man sonst nicht an ihm gewöhnt ist. „Die Nachwelt, sagte er in einem Gutachten über diese auf ihn selber zielenden Ausfälle, wird staunen, daß es ein so verrücktes Jahrhundert gab, in dem die Behauptung, gute Werke seien nicht nöthig, Beifall finden konnte. Der Satz, man muß dem Gesetze Gottes gehorchen, ist so nothwendig und wahr, wie der: zweimal zwei macht vier; es ist cyklopischer und cynischer Unsinn, ihn zu leugnen.“ Im Jahre 1559 ließen die sächsischen Herzöge das sogenannte Confutations-(Widerlegungs-)buch ausgehen, eine förmliche und feierliche Verdammung der von den Weimarer Lutheranern seither neuentdeckten Ketzereien und darunter auch — zwar ohne Namensnennung — der Lehre Melanchthons vom Antheil des freien Willens an der Bekehrung des Menschen. Als nun Kurfürst August ein Gutachten über diese Schrift von Melanchthon begehrte, erklärte dieser frei heraus, die verketzerte Lehre sei die seine; er werde auch nie davon lassen, daß die Bekehrung zwar ausgehe von Gottes zuvorkommender Gnade, aber zustande komme

nur mit freier Einwilligung des Menschen. Der Kurfürst sandte dies Gutachten an Philipp von Hessen und dieser sprach nicht nur seine volle Zustimmung aus, sondern erklärte dieselbe auch nachdrücklich nach Weimar, wodurch wenigstens die Freilassung der wegen jener Lehre gefangengesetzten Freunde Melanchthons bewirkt ward. Zu einem noch kräftigeren und umfassenderen Zeugniß nahm Melanchthon im selben Jahre Anlaß von den neuerschienenen bayrischen Inquisitionsartikeln, durch welche zur Niederhaltung der Reformation die berüchtigten Glaubensgerichte in Bayern eingeführt wurden. In seinen „Antworten auf die gottlosen Artikel der bayrischen Inquisition" entwickelte er nicht nur noch einmal den evangelisch-papistischen Gegensatz in voller Schärfe, sondern erkärte sich auch über die sämtlichen in der eigenen Kirche seither streitig gewordenen Punkte; gleichsam ein Testament des Urhebers der Augsburger Confession an das nachkommende Geschlecht, und er selbst hat diese Arbeit vor seinem Tode als ein solches bezeichnet. — Endlich trat auch der Abendmahlsstreit noch einmal an ihn heran. Hatte die alte oberländische Vermittelungslehre durch Calvin eine eigenthümliche Ausbildung und weitere Verbreitung erlangt, so drangen demgegenüber die strengen Lutheraner besonders auf die „Ubiquität" (Allenthalbenheit) des Leibes Christi und fingen an, in katholisirender Weise den Abendmahlselementen auch abgesehen von Gebrauch und Genuß abergläubische Verehrung zu erweisen. Der leidenschaftliche Gegensatz beider Auffassungen gerieth zum Aeußersten in der Pfalz, wo 1559 zwei gleich herrschsüchtige Parteimänner es angesichts der versammelten Gemeinde bis zum Handgemenge um den Kelch des Herrn brachten. Melanchthon, der auf die 1546 begonnene Pfälzer Reform von Anbeginn Einfluß geübt, wurde vom Kurfürsten Friedrich III. um Rath gefragt und antwortete unumwunden, wiewohl mit dem Seufzer: „Es ist nicht schwer, aber gefährlich, Antwort zu geben." Er billigte die Entfernung der beiderseitigen Ruhestörer; über das Abendmahl selbst aber äußerte er dieses: „Es wäre am besten, in dieser Streitsache an den Worten Pauli zu halten: das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi. „Die Gemeinschaft"; das heißt nicht, das Brod wird verwandelt; auch nicht, das Brod ist der wahre und wesentliche Leib, sondern es heißt, daß dadurch eine Vereinigung mit dem Leibe Christi geschieht, nämlich durch den Gebrauch, und zwar den nicht gedankenlosen, wie wenn Mäuse am Brode nagen. Denn Christus ist zugegen nicht um des Brodes, sondern um der Menschen

willen, wie er spricht, „bleibet in mir und ich in Euch“ und „Ich im Vater und Ihr in mir und ich in Euch“. In solchen wahren Trostesworten macht er uns zu seinen Gliedern und bezeugt uns, er werde auch unsere Leiber lebendig machen. So legen die Alten das Mahl des Herrn aus.“ Daß hienach die calvinische Lehre in der evangelischen Kirche zu dulden war, leuchtet ein; sie in ihrer eigenthümlichen Ausprägung bekennen, oder die Auffassung Luthers bekämpft sehen wollte Melanchthon auch jetzt nicht. Aber jene Zeit wußte sich in ein solches Genügenlassen am Wesentlichen und Unausgemachtlassen des Weiteren nicht zu finden; Kurfürst Friedrich III. ging in Folge jenes Streites, wiewohl unter Festhaltung der Augustana von 1540, zum Calvinismus förmlich über, und im Verdruß darüber ließ Brenz, der Reformator Württembergs, sonst ein alter Freund Melanchthons, in seiner Landeskirche die lutherische Ubiquität als Kirchenlehre verkünden; zwei Schritte, durch welche im letzten Lebensjahre Melanchthons die lange festgehaltene Hoffnung auf eine evangelische Kircheneinheit zuerst förmlich zerrissen und das Gegentheil der Wittenberger Concordie rechtens ward.

Inmitten aller dieser Kämpfe und Leiden, die ihn an Leib und Seele verzehren, ist es ein tröstliches und erhebendes Schauspiel, den alternden Mann in seinem Lehramt, in seiner Familie, in seinem Umgang mit Gott fort und fort die beste Zuflucht suchen und finden zu sehen. Der akademischen Jugend, die in unverringerten Schaaren zu ihm zusammenströmt, lebt er noch immer mit erster Liebe: hier den milden, besänftigenden Studien inmitten der hereinbrechenden eisernen Zeit eine Stätte zu erhalten und statt des aufblähenden bloßen Wissens demüthige Liebe zum Wahren, Guten und Schönen in die Herzen zu pflanzen, ist sein erquickendstes Thun. Eine besonders gesegnete Wirksamkeit hatte er sich in seinen späteren Jahren eröffnet durch die akademischen Andachten, die er, veranlaßt durch Studenten aus Ungarn, welche dem deutschen Gottesdienst nicht zu folgen vermochten, zuerst in seinem Hause hielt, dann aber um des großen Zudranges willen in den Hörsaal verlegte; diesen Andachten, wesentlich Bibelstunden, verdanken wir seine Postille. Aber auch sonst ward dem großen Gelehrten, der — auch darin von Luther grundverschieden — niemals die Kanzel betreten hat, der Katheder zur Kanzel, dem Ernste der Wissenschaft unbeschadet. „Dieselbe Gemüthsstimmung, sagt er, mit der wir den Tempel betreten, müssen wir auch in die Schule mitbringen, nämlich um hier göttliche Dinge zu lernen und anderen mitzutheilen. Kommt jemand zur Schule nur um hier etwas Gelehr-

samkeit mitheimzunehmen und sich derselben zum Gewinn oder eitlen Ruhm zu bedienen, der wisse, daß er den heiligen Tempel der Wissenschaft entweiht." — Ein Gottestempel anderer Art und zugleich eine Gottesschule blieb ihm sein Haus. Es hatte in seinem häuslichen Leben neben vielen reinen Freuden auch an Trübsal nicht gefehlt. Von seinen beiden Söhnen starb ihm der eine, vielversprechende in zarter Kindheit; der andere, ihn überlebende war wenig begabt. Mit seiner geliebten Tochter Anna hatte er das Leid einer unglücklichen Ehe zu tragen gehabt; sie war mit einem geistvollen, aber herzlosen und von Ehrgeiz verzehrten Manne verheirathet, der sie aus Nebenabsichten gewählt hatte; als sie starb, überließ derselbe die Mehrzahl der Enkel dem Großvater, der sie mit der zärtlichsten Liebe erzog. Dagegen hatte Melanchthon an dem Manne seiner anderen Tochter Magdalena, dem kurfürstlichen Leibarzte Peucer, einen liebevollen und ausgezeichneten Sohn, und die auch von dieser Seite anwachsende Enkelschaar muß ein großes Theil seines irdischen Glückes ausgemacht haben; oft kann er sich nicht enthalten, seinen Zuhörern irgend einen Zug oder Vorfall aus der Kinderstube zu erzählen. Die Kinderstube ist's, die ihn in der rechten Philosophie, im Glauben bestärkt: „Diese Liebe zu unseren Kindern, die Gott in unser Herz gepflanzt hat, schreibt er an einen Freund, ist uns ein Unterpfand von der Liebe Gottes gegen seinen eingeborenen Sohn und von seiner Liebe gegen uns; ein Gott, der solche Liebe in uns gepflanzt hat, ist kein stoischer Gott, kein Gott der eisernen Notwendigkeit." — In Einsamkeit und Gemeinsamkeit war sein tägliches Leben ein Leben vor Gottes Angesicht. Des Morgens, wenn er aufstand, betete er laut, wie er denn überhaupt auf die Zucht des regelmäßigen und in bestimmte Worte gefaßten Gebetes hielt; danach las er einen Abschnitt heiliger Schrift, und warf schließlich einen Blick in den Kalender, um sich der kirchlichen Zeit und etwa eines Gottesmannes, dessen Geburtstag wäre, zu erinnern: so erst ging er zur Arbeit. Zu regelmäßiger Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst hielt er nicht nur die Seinigen an, sondern ermahnte auch seine Zuhörer dazu und tadelte die aufs schärfste, welche ihre protestantische Freiheit darein setzten, denselben zu versäumen. „Es gibt nichts Schöneres, sagte er, als ehrbare und heilige Zusammenkünfte, in denen die Menschen von Gott belehrt werden und gemeinsame Anrufung und Danksagung geschieht; darinnen hat man ein Bild des ewigen Lebens, wo wir vor dem Angesichte Gottes und seines Sohnes sitzen und den Sohn Gottes uns über die größten Wunder

werden belehren hören." Im Gottesdienste selbst wollte er nicht bloß gepredigt haben, sondern angebetet und gefeiert; es erschien ihm als das Zeichen eines „cyklopischen" Sinnes, alte Ceremonien, besonders aber die alten schönen Kirchengesänge und Responsorien zu verachten. Aber nichts von alledem ist bei ihm äußerlich, bloße todte Gewohnheit. Er betet nach dem apostolischen Worte „ohne Unterlaß": oft und unter aller Arbeit ging ein herzliches „Unser Herr-Gott helf und sei uns gnädig" über seine Lippen; das liebste Wort aber in der heiligen Schrift war ihm das Zeugniß der steten, unwandelbaren Gottesgemeinschaft „In Ihm leben, weben und sind wir".

Ein solches Leben war aufs Ende allezeit vorbereitet. Aber er hat sich auch, wie hernach der Sterbebericht der Universität sagt, „als ein abgearbeiteter Mann und dieses Lebens müde," etliche Jahre zum Sterben förmlich gerüstet. Mancherlei körperliche Leiden, das unausgesetzte Uebermaß der Arbeit und noch mehr die Last der Sorgen und des Herzeleids um die Kirche hatten seine Kräfte vor der Zeit erschöpft. Die Reihen seiner Freunde, an denen er mit langjähriger treuer Liebe gehangen, lichteten sich Jahr um Jahr; es ward immer einsamer um den müden Pilger her. Im Jahre 1557, da er gerade in Heidelberg weilte, um dem Kurfürsten die Universität neugestalten zu helfen, brachte ihm der treue Camerarius die Todesbotschaft der seit lange kränkelnden Lebensgefährtin. Melanchthon sah still zum Himmel auf und sprach nur: Lebe wohl, ich werde dir bald folgen; dann fing er an vom Jammer der zerrissenen Kirche zu reden, — das Mitgefühl desselben verließ ihn auch jetzt nicht. In der Heimwehstimmung dieser Tage taucht ihm auch Luthers verklärtes Bild in der Seele hell wieder auf und er feiert den Geburtstag desselben, den 10. November, durch ein liebliches kleines Gedicht, in dem er den Freund, um den rechtzeitigen Tod ihn glücklich preisend, mit dem Sternbild Orion vergleicht, das in den Morgenstunden des November hinabgleite, um vor den Stichen des aufgehenden Skorpions geborgen zu sein:

> So hat Gott den getreuen Knecht geborgen,
> Und wir beten, es mög' auch uns der Herr so
> Treu erhalten und uns gleich jenem bergen!

Vor allem ist es die Sehnsucht nach Erlösung aus dem Zank und Streit und nach Verwandlung des bruchstücklichen Erkennnens ins vollkommene, was ihn dem Tode je mehr und mehr als einem freundlichen Gottesengel entgegensehen läßt. „Ich denke täglich an die letzte Reise," schreibt er an einen

Freund, „und erwarte begierig jenes Licht, in welchem Gott sein wird alles in allem, und ferne sein werden die Sophistereien und die Verleumdungen. In jener himmlischen Gemeinschaft werde ich dich wieder umarmen, und erfreut werden wir dann über die Quellen der himmlischen Weisheit miteinander reden." Aus seinen letzten Tagen fand man nachher einen Zettel mit der Ueberschrift: „Ursachen, dich vor dem Tode weniger zu scheuen." Links stand: „Du wirst aufhören zu sündigen; du wirst befreit werden von allen Kümmernissen und von der Wuth (rabies) der Theologen." Rechts: „Du wirst zum Lichte kommen; du wirst Gott schauen; du wirst den Sohn Gottes erblicken; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse erfahren, die du in diesem Leben nicht hast begreifen können."

Am 4. April 1560 kam der nun Dreiundsechzigjährige von Leipzig zurück, wo er Stipendiaten geprüft hatte. Ein schneidender Nordwind wehte ihm entgegen, und er klagte, daß ihm der Frost den ganzen Winter nicht so wehe gethan. In der Nacht vom 7. zum 8. überfiel ihn ein Fieber, das in Pausen wiederkehrend ihn verzehren sollte; er konnte am Morgen vor Schwäche die Füße nicht heben und sagte: „Ich werde auslöschen wie ein Licht." Dennoch ließ er sich nicht abhalten nach der Universität zu gehen und wenigstens eine Viertelstunde zu lesen. Die nächsten Tage ging's etwas besser; er schrieb Briefe, sah Drucksachen durch, besuchte eine Sitzung des akademischen Senats, hielt eine schöne Vorlesung über das hohepriesterliche Gebet, feierte am Gründonnerstag in der Kirche das hl. Abendmahl und hielt am Karfreitag-Morgen die akademische Andacht über Jesaja 53. Am stillen Sabbath wachte er auf über einem Traumgesang aus seiner Kindheit: „Mich hat herzlich verlangt, das Osterlamm mit euch zu essen, ehedenn ich scheide." Er schrieb seine Osterbetrachtung, trug sie in die Druckerei und ging am Nachmittage nochmals nach dem Druck zu sehen. Zwei Stunden darauf kommt der durch Peucer benachrichtigte Camerarius von Leipzig an und findet ihn kraftlos auf der untersten Stufe der nach der Studierstube führenden Treppe; gleich darauf begann das Fieber und währte die ganze Nacht. Am Ostermorgen — es war der 14. April — wollte er dennoch die akademische Andacht halten, man hatte aber den Studenten abgesagt. Am Ostermontag sprach er zu Camerarius: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein," und des Tages darauf, da dieser, des Todes noch nicht gewärtig, wieder abzureisen wagte, gedachte er bei Tische ihrer vierzigjährigen treuen Freundschaft; „die wollten sie im künftigen Leben einander

aufs heiligste bewahren.“ Am 17. hatte ein sanfter Schlaf ihn gestärkt und die Seinen faßten wieder Hoffnung, allein am Nachmittage kehrte das Fieber mit Heftigkeit zurück; er hatte eine unruhige Nacht, und fing am folgenden Morgen an, von den Seinigen segnend Abschied zu nehmen. Ein angefangenes Testament, das seines Glaubens letztes Zeugniß sein sollte, war nicht zu finden; er versuchte es neu zu schreiben, vermochte aber nur wenige Zeilen; die Antwort auf die bayrischen Artikel, sagte er, solle sein letztes Bekenntniß sein. Eingegangene Briefe über Verfolgungen des Evangeliums in Frankreich bewegten ihn sehr; das Elend der Kirche thue ihm weher als alle seine Krankheit. Gegen Peucer, der ihm am Morgen auf seine Frage die dringende Lebensgefahr eingestanden, äußerte er: „In mir ist keine Bekümmerniß, nur Eine Sorge, daß die Kirchen möchten in Jesu Christo einig werden.“

So kam der 19. April, sein Sterbetag. Die Nacht hatte ihm das Wort vor der Seele gestanden: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Er redete wieder von dem betrübten Zustand der Kirche, und fing an, unter Thränen für sich selbst und für die Kirche zu beten . . . „Auf dich, Herr, hoffe ich, du wirst mich nicht zu Schanden werden lassen in Ewigkeit. Bekehre mich, Herr, zur Gerechtigkeit und zum ewigen Leben, du hast mich erlöst, du wahrhaftiger und getreuer Gott. Behüte und regiere auch gnädiglich unsere Kirche und Regiment, und auch diese Schule. Sammle und erhalte dir eine ewige christliche Kirche in diesen Landen. Heilige und einige sie durch deinen heiligen Geist, daß sie eins seien in dir, in wahrhaftiger Erkenntniß und Anrufung deines lieben Sohnes . . .“ Nachdem er lange also gebetet, sank er erschöpft zurück. Nach einer Weile schlägt er die Augen wieder auf und spricht: „Ich bin im Tode gewesen, aber Gott hat mich gnädiglich herausgerissen.“ Man ruft ihm zu: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind“; er antwortet: „Christus ist uns gemacht zur Weisheit und Gerechtigkeit und Heiligung und Erlösung, auf daß, wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn.“ — Seine Hände und Füße erkalteten, der Puls setzte aus, Augen und Schläfe fielen ein, aber noch ließ das Fieber nicht nach. Die Studenten standen in Schaaren vor dem Hause, die Lehrer um das Sterbebette; man las und sagte ihm seine liebsten Sprüche; noch sprach er mit erhobener Stimme: „Ich habe stets vor mir den Spruch Johannis von dem Sohne Gottes, meinem lieben Herrn: Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden,“ und aus seinen

leisen Gebeten vernahm man wieder und wieder die Worte des hohenpriesterlichen Gebetes: „Auf daß sie eins seien wie wir.“ Da er ruhiger dalag, fragte ihn Peucer, ob er noch etwas begehre; er antwortete: „Nichts als den Himmel.“ Da knieten die Freunde nieder, beteten, segneten ihn, und als sie ihn fragten, ob er sie höre, sprach er noch ein vernehmliches Ja, sein letztes Wort. Noch regte er die Lippen bei den Worten Herr Jesu Christe, in deine Hände befehle ich meinen Geist; dann entschlief er, leise, unmerklich, es war abends um die siebente Stunde. — Wem träte da nicht das Wort vor die Seele: Gedenket an eure Lehrer, welche euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach! —

Die treffliche Gedächtnißrede hielt ihm ein Professor der Medicin, Veit Windsheim. In der Schloßkirche zu Wittenberg, an Luthers Seite, ward er begraben. Ueber dem Grabe dieses Friedenskindes inmitten weltgeschichtlicher Kämpfe schien eine Zeitlang der innerevangelische Streit ruhen zu wollen. Auf dem Naumburger Fürstentage, 1561, standen alle für Melanchthons Lehrart gegen die Weimarischen Lutheraner zusammen, 1568 verpönte der Kurfürst von Sachsen den Flacianismus in seinen Landen; die Schule Melanchthons, die „Philippisten“ beherrschten die sächsische Kirche. Aber 1574 erfolgte, nicht ohne Schuld der Philippisten, ein furchtbarer Umschlag; der Kurfürst, der nun erst in ihnen Anhänger vielmehr der calvinischen als der lutherischen Abendmahlslehre entdeckte, ächtete die melanchthonische Schule; zwölf Jahre lang büßte der Leibarzt Peucer Melanchthons Abendmahlsansicht im Kerker, und nach einer kurzen philippistischen Zwischenregierung hatte der Kanzler Crell um eben dieser von ihm getheilten und geförderten Ansicht willen sein Haupt auf den Block zu legen. So kam im Mutterlande der deutschen Reformation das strenge Lutherthum zum Sieg und verfolgte denselben durch die Aufstellung einer neuen, schroffen Bekenntnißschrift, der Concordienformel, welche die melanchthonische Lehrart verdammte; eine Anzahl anders gesinnter evangelischen Stände flüchtete zum reformirten Bekenntniß; nur in wenigen Gebieten, wie z. B. in Hessen, erhielt sich die vermittelnde, unionsfreundliche melanchthonische Ueberlieferung. Damit war die deutsche Reformation endgültig in zwei Parteikirchen zerrissen, die einander bald grimmiger haßten und befehdeten als den gemeinsamen Erbfeind und demselben da-

durch zur Wiedereroberung des verlorenen Gebietes die Thore öffneten. Getragen von habsburgischer Macht und jesuitischer List überzog die furchtbare Gegenreformation das evangelische Deutschland, indem Lutheraner und Reformirte einander im Stiche ließen, und wenn es auch nicht gelang, die Reformation ganz auszutilgen, so gelang es doch, ihr das halbe Deutschland zu entreißen und das ganze in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Erst als dies Entsetzliche geschehen war, kehrte ein Hauch melanchthonischen Geistes zurück, in jenem Philipp Jakob Spener, welcher der starren Rechtgläubigkeit gegenüber wieder den lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben verkündete und erweckte. Seitdem sind andere Zeiten und andere Geister gekommen, eine neue humanistische Bildung hat die alte Orthodoxie überflügelt, eine Bildung, die innerhalb einer stillen Seitenströmung Luthern und Melanchthon wieder gemeinsam verehrt, während sie in ihrem Hauptstrom sich von beiden, oder wenigstens vom Besten, was beide vertreten haben, gleichmäßig abgewendet hat.

Und heute, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, vierhundert Jahre nach der Geburt des größten und christlichsten deutschen Humanisten?

Wenn heute sein verklärter Geist herniederstiege und die geistige Lage in seinem geliebten Deutschland durchwanderte, würde er weniger Ursache haben, sich um dasselbe abzusorgen als damals? Er fände auf der einen Seite einen Zeitgeist, der mit allem gebrochen, was ihm, dem durchgebildetsten Denker des sechzehnten Jahrhunderts, heilige und heilsame Wahrheit gewesen, nicht bloß mit dem evangelischen Bekenntniß, sondern mit jedem Gottesglauben, — eine neuheidnische Wissenschaft und Kultur, die von den Höhen der Gelehrsamkeit bis in die Arbeiterkreise hinabreichend selbst das letzte Gewisse, was es für den edleren Menschen gibt, die Unbedingtheit des Sittengesetzes, naturalistisch zu zersetzen geschäftig ist. Und er fände auf der andern Seite eine neue furchtbare Machterhebung des Papstthums, das inzwischen den Gipfel der Selbstvergötterung und absoluten Gewissensbeherrschung erklommen, das unser Vaterland mit einem tödtlichen Netz von Aberglauben und Fanatisirung bereits halb umgarnt hat und alle Geistesfrüchte unserer Reformation auszurotten bemüht ist, während an den Orten, wo man sich einst im 16. Jahrhundert tapfer dafür einsetzte, unsrem Volke das reine Evangelium zu bewahren, heute zumeist nur muthlose Beugung unter Rom zu gewahren ist. Dazwischen allerdings noch eine große Menge

leisen Gebeten vernahm man wieder und wieder die Worte des hohenpriesterlichen Gebetes: „Auf daß sie eins seien wie wir." Da er ruhiger dalag, fragte ihn Peucer, ob er noch etwas begehre; er antwortete: „Nichts als den Himmel." Da knieten die Freunde nieder, beteten, segneten ihn, und als sie ihn fragten, ob er sie höre, sprach er noch ein vernehmliches Ja, sein letztes Wort. Noch regte er die Lippen bei den Worten Herr Jesu Christe, in deine Hände befehle ich meinen Geist; dann entschlief er, leise, unmerklich, es war abends um die siebente Stunde. — Wem träte da nicht das Wort vor die Seele: Gedenket an eure Lehrer, welche euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach! —

Die treffliche Gedächtnißrede hielt ihm ein Professor der Medicin, Veit Windsheim. In der Schloßkirche zu Wittenberg, an Luthers Seite, ward er begraben. Ueber dem Grabe dieses Friedenskindes inmitten weltgeschichtlicher Kämpfe schien eine Zeitlang der innerevangelische Streit ruhen zu wollen. Auf dem Naumburger Fürstentage, 1561, standen alle für Melanchthons Lehrart gegen die Weimarischen Lutheraner zusammen, 1568 verpönte der Kurfürst von Sachsen den Flacianismus in seinen Landen; die Schule Melanchthons, die „Philippisten" beherrschten die sächsische Kirche. Aber 1574 erfolgte, nicht ohne Schuld der Philippisten, ein furchtbarer Umschlag; der Kurfürst, der nun erst in ihnen Anhänger vielmehr der calvinischen als der lutherischen Abendmahlslehre entdeckte, ächtete die melanchthonische Schule; zwölf Jahre lang büßte der Leibarzt Peucer Melanchthons Abendmahlsansicht im Kerker, und nach einer kurzen philippistischen Zwischenregierung hatte der Kanzler Crell um eben dieser von ihm getheilten und geförderten Ansicht willen sein Haupt auf den Block zu legen. So kam im Mutterlande der deutschen Reformation das strenge Lutherthum zum Sieg und verfolgte denselben durch die Aufstellung einer neuen, schroffen Bekenntnißschrift, der Concordienformel, welche die melanchthonische Lehrart verdammte; eine Anzahl anders gesinnter evangelischen Stände flüchtete zum reformirten Bekenntniß; nur in wenigen Gebieten, wie z. B. in Hessen, erhielt sich die vermittelnde, unionsfreundliche melanchthonische Ueberlieferung. Damit war die deutsche Reformation endgültig in zwei Parteikirchen zerrissen, die einander bald grimmiger haßten und befehdeten als den gemeinsamen Erbfeind und demselben da-

durch zur Wiedereroberung des verlorenen Gebietes die Thore öffneten. Getragen von habsburgischer Macht und jesuitischer List überzog die furchtbare Gegenreformation das evangelische Deutschland, indem Lutheraner und Reformirte einander im Stiche ließen, und wenn es auch nicht gelang, die Reformation ganz auszutilgen, so gelang es doch, ihr das halbe Deutschland zu entreißen und das ganze in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Erst als dies Entsetzliche geschehen war, kehrte ein Hauch melanchthonischen Geistes zurück, in jenem Philipp Jakob Spener, welcher der starren Rechtgläubigkeit gegenüber wieder den lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben verkündete und erweckte. Seitdem sind andere Zeiten und andere Geister gekommen, eine neue humanistische Bildung hat die alte Orthodoxie überflügelt, eine Bildung, die innerhalb einer stillen Seitenströmung Luthern und Melanchthon wieder gemeinsam verehrt, während sie in ihrem Hauptstrom sich von beiden, oder wenigstens vom Besten, was beide vertreten haben, gleichmäßig abgewendet hat.

Und heute, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, vierhundert Jahre nach der Geburt des größten und christlichsten deutschen Humanisten?

Wenn heute sein verklärter Geist herniederstiege und die geistige Lage in seinem geliebten Deutschland durchwanderte, würde er weniger Ursache haben, sich um dasselbe abzusorgen als damals? Er fände auf der einen Seite einen Zeitgeist, der mit allem gebrochen, was ihm, dem durchgebildetsten Denker des sechzehnten Jahrhunderts, heilige und heilsame Wahrheit gewesen, nicht bloß mit dem evangelischen Bekenntniß, sondern mit jedem Gottesglauben, — eine neuheidnische Wissenschaft und Kultur, die von den Höhen der Gelehrsamkeit bis in die Arbeiterkreise hinabreichend selbst das letzte Gewisse, was es für den edleren Menschen gibt, die Unbedingtheit des Sittengesetzes, naturalistisch zu zersetzen geschäftig ist. Und er fände auf der andern Seite eine neue furchtbare Machterhebung des Papstthums, das inzwischen den Gipfel der Selbstvergötterung und absoluten Gewissensbeherrschung erklommen, das unser Vaterland mit einem tödtlichen Netz von Aberglauben und Fanatisirung bereits halb umgarnt hat und alle Geistesfrüchte unserer Reformation auszurotten bemüht ist, während an den Orten, wo man sich einst im 16. Jahrhundert tapfer dafür einsetzte, unsrem Volke das reine Evangelium zu bewahren, heute zumeist nur muthlose Beugung unter Rom zu gewahren ist. Dazwischen allerdings noch eine große Menge

protestantischen Volks, das an dem Glauben und Bekenntniß der Väter festhalten möchte. Aber die einen in falscher Weitherzigkeit den Dingen ihren Lauf lassend; wähnend, man könne die Früchte der Reformation in Deutschland weiter genießen, auch wenn Atheismus und Jesuitismus ihnen die Wurzeln im Volke abgraben, oder im besten Falle einseitig hingegeben an die sociale Frage, als lebte im Deutschland des 19. Jahrhunderts der Mensch vom Brode allein. Und die anderen in arger Engherzigkeit, die alten Glaubensformeln vergötternd, anstatt aus dem ewigen Born der Wahrheit neu zu schöpfen, in flacianischem Zorn sturmlaufend wider die Freiheit evangelischer Theologie, statt der Einigkeit im Geiste die Zwietracht pflegend, und so den gemeinsamen Feinden verhängnißvoll in die Hände arbeitend. Ach ja, es thäte noth, daß endlich wieder ein Strom melanchthonischen Geistes sich in die deutsch-evangelische Christenheit ergösse, jenes Geistes, der die Aechtheit des Glaubens nicht nach dem formulirten Buchstaben, sondern nach der ihn beseelenden sittlichen Lebenskraft bemäße, der Glaube und Bildung, Wissenschaft und Frömmigkeit als die unzertrennlichen Schutzengel des deutschen Volksgeistes erkennte, und dem alle Friedfertigkeit und Verzagtheit da ein Ende hätte, wo es gilt, das Erbtheil des freimachenden Evangeliums gegen die Macht und List des Papstthums zu wahren. Möchte zu der bevorstehenden Melanchthonfeier Gott Gnade geben, daß diese Grundzüge melanchthonischen Geistes unter uns heller aufleuchten! —

